P.O.germ
399 d

Seite: 62

G. Boettger sen: del. & sc. Lips.

Freyerey

und

Heyrathsgeschichten.

Leipzig
bey Paul Gotthelf Kummer
1797.

3982

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Der Herausgeber dieser Familiengemähdle hätte nimmermehr geglaubt, daß er einen Beruf bekommen würde, Papiere von einer fremden Hand in Ordnung zu bringen. Die Frau Verfasserinn, deren Bescheidenheit der alleinige Grund ihrer Anonymität ist, litte seit einigen Jahren zu sehr an den Augen, als daß sie sich

an

an die nochmahlige Durchsicht und Ueberarbeitung ihrer Handschrift hätte wagen dürfen, und übertrug daher mir die angenehme Beschäftigung, sie zum Drucke zu befördern. Mein Verdienst um das Büchlein ist zu geringe, als daß ich es in Anschlag bringen könnte, und alles Lob, das man ihm zu ertheilen für gut befinden wird, gebühret einzig der Verfasserinn. Den Tadel trage ich, wie billig, allein. Nicht etwa aus Galanterie, sondern weil es lediglich bei mir stand, die Handschrift zu vernichten, wenn ich sie nicht für würdig hielte

dem Publicum durch den Druck bekannt zu werden. Meine Freundinn ist viel zu anspruchlos, als daß sie ihre Arbeit für ein Meisterwerk halten, oder dafür ausgeben sollte; ihre Absicht war vielmehr, nächst der, ihre Kräfte in dieser Art der Darstellung zu üben*), vorzüglich ihrem Geschlechte eine Unterhaltung zu verschaffen, welche es nicht zu bereuen hätte. Und da

 schien

*) Versuchet hat sie ihre Kräfte schon, und zwar, wie mehrere Kunstrichter ihr öffentlich versichert haben, nicht unglücklich.

schien es mir, als wenn die richtige Zeichnung, Haltung und Schattierung der Charaktere; die simple, edle und correcte Sprache, das immer steigende Interesse, bei einem übrigens ganz einfachen und natürlichem Gange der Begebenheiten, die Anmuth eines ungezierten und doch nie tändelnden Vortrages, und über das alles, die strenge Achtung für Sittlichkeit — Eigenschaften, welche gewiß jeder Leser diesem Büchlein zugestehen wird — den Gedanken vollkommen rechtfertigten, die Handschrift ihrer unverdienten Vergessenheit

heit zu entreißen. So wenig ich aber mit meinem Urtheile, dem Urtheile eines Andern vorzugreifen, oder durch mein einigermaßen verdächtiges Lob, die Rechte der Kritik überhaupt zu schmälern gesonnen bin, so kann ich doch den Wunsch nicht unterdrücken, daß diese Lectüre hin und wieder eine Zeit und Sitten verderbende Modeschrift mehr, von den Toiletten verdrängen möchte.

Die *) Bogen der zweiten Abtheilung können als Fortsetzung der ersten Erzäh-

lun-

*) Wenn auch das erste Stück in der Vergleichung mit dem zweiten, ver-

lieh-

lungen angesehen werden. Ich war zu gewissenhaft, mehr zu geben, als ich selbst empfangen hatte, wie wohl sie einer weiteren Fortsetzung fähig gewesen wären und sie verdienet hätten. Zudem würde das Ab-

stechen-

liehren sollte, so gereichet es ihm doch so gut, wie diesem, zum Vortheile, daß sich die Begebenheiten darinn mehr von selbst machen, als daß sie von der Verfasserinn absichtlich herbeigeführet werden. Auch halte ich es für keine geringere Kunst, die Sitten gemeiner Leute und ihr oft so wunderliches Benehmen bei Heirathsangelegenheiten, nach der Natur zu zeichnen, als die Airs der feineren Welt zu schildern.

stechende in der Schreibart, schwerlich mit Wohlgefallen bemerket worden seyn. Wenn daher auch nicht die Lebensgeschichte jeder einzelnen Person, die einen, oder den andern Leser interessiret hat, vollendet ist, so wird man doch selbst in diesen Bruchstücken Harmonie und Einheit nicht vermissen, das nüchterne Raisonnement, und die kunstlose, sprechende Seelenmahlerey, welche in den beiden vorhergehenden Stücken wenigstens mich so innig ergötzt haben, darinn wiederfinden, und über dem Totaleindruck die kleinen Fehler vergessen, von welchen

nach

nach dem Urtheile scharfsinniger Kunstkenner selbst die anerkannt guten Werke der Schriftstellerinnen unserer Nation, nicht völlig frey sind.

Geschrieben zur Ostermesse 1797.

Heiraths-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Heirathsgeschichte
der
Caroline Wollrath.

Caroline Wollrath, ein fleißiges, gutdenkendes und liebenswürdiges Mädchen war seit ein Paar Jahren wegen dringender Angelegenheiten ihrer Mutter, die in ihrer Erziehung vernachläßigt worden war, und deren Gedankengang nach dem Tode ihres Mannes, eine mit zunehmenden Jahren, immer schiefere Richtung genommen hatte, in einen Briefwechsel mit dem jungen Magister Hartenstein gekommen. Die Beendigung dieser Angelegenheiten machte den Briefwechsel in der Folge zwar nicht weiter nöthig, aber der junge Mann fand so viel

gute Denkungsart, Feinheit, Geschmack und Naivete' in Carolinens Briefen, daß er, ohne sie persönlich zu kennen, eine herzliche Neigung zu ihr faßte, und sie bat, diese schriftliche Unterhaltung fortzusetzen, welches auch mit Bewilligung ihrer Mutter eine Zeitlang geschahe.

Eines Tages saß Caroline an ihrem Arbeitstischchen, auf welchem allerhand Bänder, Flor und Materialien zu Blumen lagen, die auf die Ausbildung ihrer geschäftigen Hände warteten. Aber diese sonst so fleißigen und thätigen Hände sanken oft unwillkührlich in den Schoos; ihr Herz war unruhig, und wurde von Hoffnung, Furcht und Bekümmerniß wechselsweise bestürmet. Sie hatte in Grünthal unter andern von dem alten Pastor Hartenstein erzählen hören, daß er nächstens an seinen Sohn schreiben, und ihn zurückrufen würde, damit er ihm in seinem Alter und in seinen kränklichen Umständen beistehen möchte.

möchte. Nun war dieser junge Mann blos durch seine mit Anstand und Würde geschriebenen Briefe, ihrem Herzen theuer geworden. Er hatte sorgfältig alles zu vermeiden gesucht, was Liebe genannt werden konnte, aber hin und wieder schimmerte doch ein kleiner Zug von Zärtlichkeit hindurch, der das Intereße an dem noch nie Gesehenen erhöhete, und das liebliche Bild vollendete, das ihr von ihm vorschwebte, und der Ausdruck einer ungekünstelten Hochachtung, welchen seine Briefe athmeten, hatte süße Ahnungen von Glückseligkeit in ihrer Brust erweckt, die sie vielleicht künftig in seiner Gesellschaft genießen würde. Aber mitten in diesem köstlichen Traume schlich sich der furchtsame Gedanke in ihr unbefangenes, von eitelm Stolze freies Herz: ob ihre Person und ihr Betragen auch der Erwartung entsprechen würde, die sich der junge Hartenstein aus ihren Briefen gemacht hatte.

Ihre Bekümmerniß wurde noch durch das seit einigen Monaten erhaltene Verbot ihrer Mutter vermehrt, diesen Briefwechsel nicht weiter fortzusetzen. Eine eigennützige Bekanntin hatte nehmlich der Mutter zugeraunt, es sei eben so gefährlich, als unanständig, wenn junge Mädchen Briefe mit Mannspersonen wechselten, und die Leute fänden es sehr bedenklich, daß sie ihre Einwilligung dazu nicht längst versagt hätte. Caroline durfte daher Hartensteins letzten Brief, der ihr überaus wohl gefallen hatte, und eine Nachricht von seinen Reisen und seiner baldigen Zurückkunft enthielt, schlechterdings nicht beantworten. Die einfältige Frau gieng so weit, daß sie fest beschloß, ihre kleinere Tochter Elise das Schreiben gar nicht lehren zu lassen.

Caroline saß am Putztische, hatte den Brief ihres Freundes eben zum zwanzigstenmal gelesen, und betrübte sich immer aufs neue, daß sie ihn nicht beantworten

durfte, da er so viel enthielt, worüber sie sich gar zu gern mit ihm besprochen hätte, als ihre Mutter mit ihrer verdrüßlichen Gesellschafterinn in die Stube trat.

„Je Caroline, schon wieder die Hände im Schooße? Wenn soll denn etwas fertig werden? Ihre Dienerinn, Mamsell Carolinchen. Ich soll mich erkundigen, ob der Aufsatz für die Frau Kriegsräthin fertig ist. Sie muß ihn morgen haben, weil sie weggebeten ist.“ (Caroline, die den Brief ein wenig ungeschickt verbirgt) „Das ist unmöglich, meine Liebe, und wenn ich die ganze Nacht arbeite.“ „Ja das gottlose Schreiben, das hat dich verdorben. Schon den Brief wieder auf dem Pulte. Und das Mädchen hat weder Muth noch Sinn, daß sie nicht mehr schreiben darf. Du lieber Gott, nun wird die Frau Kriegsräthin ihre Sachen wieder abholen laßen. Was das für eine Einbuße ist!“ „Liebste Mutter, es ist ja gar nicht möglich, diese

Arbeit in zwei Tagen zu verfertigen. Wenn sie eben morgen fertig seyn muß, so hätte die Frau Räthin sie eher sollen bestellen laßen." „Nu, nu, ich will schon ein gutes Wörtchen bei der Frau Kriegsräthinn einlegen. Hernach leg' ich aber auch eins für einen hübschen jungen Herrn bei Ihnen ein. Wissen Sie denn, daß mein Vetter Amtscopist geworden ist?" „So?" „Ja, und da hab' ichs mit ihm überlegt, daß er recht wohl thäte, ein so fleißiges und sittsames Frauenzimmer — " „Ja, ja Caroline, thue nicht spröde. Du kennst unsere Umstände. Wählen kannst du nicht, und ein Mädchen, das annehmliche Heirathsanträge ausschlägt, setzt sich in Gefahr zuletzt gar keinen Mann zu bekommen.' „Wohl liebste Mutter, aber was habe ich denn Ursache verlegen um einen Mann zu seyn, oder warum soll ich ohne, oder wider meine Neigung heirathen, da ich mich selbst ernähren kann? Ich danke Gott, daß ich Unterricht in weiblichen Arbeiten erhalten

habe, gestatten Sie mir doch, Ihnen und Elisen länger nützlich zu seyn, und Ihnen einen Theil des Dankes abzutragen, den ich Ihnen für die Erlaubniß schuldig bin, bei der Mamsell Neumanninn Stunden zu nehmen.“ „Deine Gesellschaft ist mir noch nie lästig gewesen, Caroline, aber sie wird es werden, wenn du auf deinem Kopfe bestehst. Bisher habe ich blos zugeredet, ich will hoffen, daß du es nicht bis zum Befehlen kommen läß'st.“ „Mamsellchen weisen Sie mich nicht so schnöde ab .Es ist wahr, mein Vetter ist zwar erst Bedienter und dann Schreiber bei dem Herrn Kriegsrath gewesen, aber er kann bis zu dem Amtskommißair steigen. Dergleichen treue Diener kriegen immer die besten Stellen, und die Gelehrten müßen nachstehen. Die Parthie ist wirklich gut.“ „Ich kenne ja ihren Herrn Vetter, gar nicht, und wünsche auch eben so wenig, ihn kennen zu lernen, und mit einem Manne, den ich nicht genau kenne, von dessen guter Denkungsart ich

nicht vollkommen überzeugt bin, und zu dessen Verstande ich nicht das gegründeteste Zutrauen habe, werde ich mich nie verbinden."

Die Mutter verbiß ihren Aerger, brach das Gespräch ab, und lenkte mit etwas verstörtem Blicke die Unterhaltung auf gleichgültige Gegenstände. Die Frau mit dem Heirathsantrage nahm unmuthig Abschied, und Elise kritzelte mit der Feder, die sie auf dem Schreibetischchen ihrer Schwester gefunden hatte, während des ihr vollkommen gleichgültigen Gespräches, einstweilen allerhand sinnleere Figuren auf ein Blatt Papier. Die Mutter, die Elisen ansichtig wurde, und den fruchtlosen und ganz gegen ihre Meinung zurückgewiesenen Heirathsantrag sogleich an den Briefwechsel mit Hartenstein knüpfte, ihr gegenwärtiges Mißgeschick lediglich von dem Schreiben herleitete, und Elisen alles Schreiben bei Strafe untersagt hatte, gerieth bei diesem

Anblick in eine Art von Wuth, und Elise mit allem Bitten und Flehen, und Caroline mit aller Beredsamkeit, waren nicht im Stande, der kleinen Sünderin nur noch für diesesmal Vergebung auszuwirken. Eben sollte eine förmliche Execution angestellt werden, als jemand stark an die Thür klopfte.

Ein junger Mann trat herein. Sein Aeußeres war einnehmend, und seine Kleidung anständig, aber reisefertig.

„Sie verzeihen. Es war mein Wille nicht, gerade zu zu gehen, aber ich habe schon eine Weile geklopft, und glaubte, ich wäre unrecht angekommen. Spreche ich etwa mit der Frau Doctorinn Wollrath?“ Caroline zog sich bestürzt, mit schamrothen Wangen und thränenden Augen an ihren Arbeitstisch zurück. Elise kroch in den Winkel, und die Mutter versicherte nach einer Verbeugung, und einer kurzen Erzählung,

daß sie durch Elisens Ungehorsam zu dieser Härte habe schreiten müßen, daß das ganz recht wäre — „Mein Auftrag, Frau Doctorin, ist bald abgethan. Ich habe nur einen Brief an Ihre Mamsell Tochter abzugeben. Er kommt von meinem Freunde, dem Magister Hartenstein, der mich gebeten hat, ihr denselben persönlich einzuhändigen, weil er meint, sein letzter müsse verlohren gegangen seyn, da er noch keine Antwort darauf erhalten habe. Diese ist vermuthlich Ihre Mamsell Tochter selbst?“

„Ja“ antwortete die Doctorinn mit scheinbarer Gelassenheit, schüttelte aber dem Fremden im Rücken den Kopf gewaltig. In Carolinen wechselten tausend Empfindungen. Da sie Hartenstein nennen hörte, überzog ihre Wangen das schönste Roth, da sie den Brief berührte, der aus seinen Händen kam, bebte Frost durch ihre Glieder. Sie nahm ihn mit einer bescheidenen Verbeugung, ohne ein Wort mehr zu

sagen, als: „ich bin Ihnen sehr verbunden;“ aber ihr trauriger Blick fuhr dem Fremden durch das Herz. Er empfahl sich, und gieng, wie es schien, etwas verlegen fort.

Caroline mußte den Brief, der ähnlichen Inhalts mit dem vorigen war, ihrer Mutter vorlesen. Sie fand ihn ziemlich gleichgültig, und gab ihrer Tochter die Weisung, seinem Verfasser einige Zeilen zu antworten, und sich seine Briefe in Zukunft zu verbitten.

Noch diesen Abend erhielt die Frau Doctorinn eine Einladung von dem Kaufmanne Herrn Senftenberg, den folgenden Tag mit ihren Kindern in seinem Garten zuzubringen, mit dem Zusatze, daß seine Frau sie allerseits in ihrem Wagen abholen werde. Caroline war wegen überhäufter Arbeit der Meinung, die Einladung nicht anzunehmen, die Mutter aber sagte es zu,

weil

weil es ihr undankbar schien, einem Manne, von welchem sie seit ihres Mannes Tode so viel Wohlthaten genoßen hatte, das Vergnügen zu versagen, sie in seinem Garten zu bewirthen, in welchem er, so viel sie bisher urtheilen konnte, gewohnt sei, eben so gern Vergnügen zu geben als zu nehmen.

Caroline ließ sich es also gefallen. Des andern Morgens stand sie früh auf, besorgte ihr kleines Hauswesen, putzte ihre kleine Schwester und kleidete sich dann selbst an. Sie wählte die Farben der Bänder zu einem himmelblauen Kleide mit vielem Geschmack, und so einfach und bescheiden ihr Anzug war, so nahm sie sich dennoch besser aus, als manche Modedame in dem prächtigsten und ausgesuchtesten Putze. Ihr Wuchs war vortreflich, die Stellung ihres Körpers anständig und edel, und ihr anmuthiges Gesicht, das ohne regelmäßig schön zu seyn, doch in seinem ganzen Umriße Verstand und ein unverbeßerliches Herz, und in

jedem

jedem einzelnen Zuge eine besondere Tugend bezeichnete, machte sie überaus liebenswürdig.

Kaum war Caroline mit ihrem Anzuge fertig, als Madame Senftenberg mit ihrem Wagen vor der Thür hielt. Sie stiegen ein, und fuhren nach dem Garten zu.

Die Senftenberg hatte als ein junges Mädchen von achtzehn Jahren, das schön, artig, aber arm war, einen reichen Kaufmann geheirathet, der sein funfzigstes Jahr, bereits zurückgelegt hatte. Er lebte noch dreißig Jahre, und verließ sie Kinderlos, als eine reiche Wittwe. Sie besann sich einige Jahre, ehe sie sich zu einer zweiten Heirath entschloß, aber endlich gab sie thöricht genug ihre Hand noch einem iungen Manne, der als Diener in ihrer Handlung stand. Dieser mußte nun freilich alles in seinem Ehestande dulden, was sie ehedem von ihrem Manne erlitten hatte. Aber Herr Senftenberg

wußte sich schadlos zu halten, und besaß die nöthige Feinheit, den Hausfrieden nicht zu stören, indeß er anderwärts sein Vergnügen suchte und fand.

Die Gesellschaft kam zeitig und wohlbehalten in dem Garten an. Es war ein schöner Maitag, und das kleine Fest war so eingerichtet, daß man erst ein Frühstück genießen, und noch vor der Mahlzeit einige Stunden in der herrlichen Baumblüthe lustwandeln wollte. Caroline erstaunte nicht wenig, da sie unter den Anwesenden auch den Fremden fand, der ihr gestern den Brief gebracht hatte.

Senftenberg stellte ihn den Frauenzimmern vor, war aber so eilfertig, daß sie nur so viel verstanden: Fremder — hier durchreißt — mein Freund — Geschäfte — einen Tag aufhalten; — kurz keine dachte weiter über diese Erscheinung nach, nur Caroline fühlte eine ungewöhnliche Bewe-

gung, die sie ein wenig betroffen und unruhig machte. Das Frühstück wurde eingenommen und der Spatziergang angetreten. Weil aber die Sonne schon warm schien, so suchten sie bald in einer grünen Laube Schutz vor ihren Stralen und griffen nach ihrem Arbeitszeuge. Es entspann sich ein Gespräch über das, was sie eben in Augenschein genommen hatten, und die Frau Senftenberg, die eine gar zu große Gartenliebhaberin war, und den Leuten gern ihre Seltenheiten zeigte, forderte die Frau Doctorin auf, ihre schon reifen Zuckererbsen an Ort und Stelle zu bewundern. Caroline aber blieb sitzen, weil sie eben eine kritische Stelle in ihrem Strickstrumpfe vorhatte. Kaum war sie allein, so regte sich der Wunsch in ihr, Hartensteins Brief noch eimahl zu lesen, vielleicht um Entdeckungen darin zu machen, die ihr bei dem gestrigen flüchtigen Durchlaufen desselben entgangen waren, aber die Furcht, unterbrochen zu werden, hielt sie von der Ausführung

ihres Vorsatzes ab. Indessen wünschte sie doch, mit dem Fremden zu sprechen, um einige nähere Umstände von ihrem lieben Correspondenten zu erfahren, und kaum hatte sie diesen Wunsch ausgedacht, als sie ihn mit Herrn Senftenberg auf sich zukommen sah.

S. „So allein liebes Carolinchen?“

Caroline stand auf und neigte sich.

S. „Und so fleißig? Wo sind denn die Mütter?“ „Sie sind in den Küchengarten gegangen.“ (S. zu dem Fremden.) „Wollen wir sie aufsuchen lieber Freund?“ Fr. „Erlauben Sie die Sonne —“ S. lächelnd. „Ja, ja, die Sonne (mit einem Blick auf Carolinen) „Nun, nun, — Sie sind noch müde von der Reise, ruhen Sie hier ein wenig — ich laße Sie in guter Gesellschaft — ich will die Mütter holen.“

Die Einleitung zu einem Gespräche zwischen zwei Unbekannten, ist eben keine

leichte

leichte Sache. Oft muß man das am nächsten liegende ergreifen, um einen Faden anzuspinnen, an welchen man nach einigen Fragen und Antworten eine interessantere Unterhaltung reihen kann. Unser Fremder brach in das Lob des Wonnemonats aus, verglich den Frühling des nördlicheren Deutschlandes, mit dem Frühling in dem südlicheren Theile desselben, und machte von da aus einen Sprung in die geräusch- und gefahrvollen Scenen der großen Welt, gegen welche er die stilleren Freuden des ländlichen und häuslichen Lebens prieß. Er sah Carolinen an, und sein Blick sagte ihr, daß er ihr Urtheil darüber zu wissen wünschte. „Sie mögen wohl Recht haben, sprach sie daher. Ich muß es Ihnen aber auf Ihr Wort glauben, denn ich bin mit den Scenen der großen Welt ganz unbekannt.“

Sie hatte indessen sehr genau auf seine Reden Achtung gegeben, und verwunderte

sich nicht wenig, daß sie in seinem Ausdrucke und seinen kleinen Beschreibungen, eine auffallende Aehnlichkeit mit Hartensteins Gedankengange und seiner Art, sich auszudrücken, bemerkte. Der Fremde konnte das freilich nicht wissen, sonst hätte er schwerlich in seiner Entzückung ausgerufen: „wie glücklich sind Sie in dieser liebenswürdigen Unschuld, und wie glücklich wird der Mann seyn, der an Ihrer Seite in einer so schönen schattigen Hütte, die Freuden des ländlichen Lebens genießt.“ Hier wollte er ihre Hand küssen, bückte sich aber so unvorsichtig, daß er sich in eine ihrer Stricknadeln ritzte. Zum Glücke fuhr der Stich an dem Auge ab, und streifte nur den Backen. Inzwischen kam es zu unverhofft, als daß er nicht hätte zurückfahren und Caroline nicht erschrecken und aufstehen sollen. Es fehlte wenig, so hätte sie, weil er die Hand vor das Gesicht hielte, und sie eine gefährliche Verletzung in dem Auge

fürch-

fürchtete, um Hülfe geschrien, aber in dem Augenblicke that er die Hand weg, und sahe sie mit zwei gesunden Augen so liebevoll an, daß ihre blasse Wange sich bald wieder mit ihrem natürlichen Roth überzog.

„Es hat nichts zu bedeuten, meine Theuerste. Ein bloßer Ritz. Setzen Sie sich. Eine so angenehme Unterhaltung erkaufte ich gern noch theurer.“

Caroline setzte sich nicht. Sie nahm vielmehr eine etwas ernsthafte Mine an.

„Ich weiß in diesem Augenblicke nicht, wie ich von Ihnen denken soll. Ihre Unterhaltung scheint mir für das erstemal sehr zutraulich zu seyn. Noch weiß ich nicht einmal Ihren Namen.“

„Verzeihen Sie, das kommt alles auf meines Freundes Hartenstein Rechnung, der mir so viel Gutes von Ihnen gesagt hat.“

„Ich danke Herrn Hartenstein sehr für die gute Meinung, die er von mir gefaßt hat, aber ich traue ihm zu, daß, wenn er mich selbst spräche, er mir eine Verlegenheit ersparet haben würde, die" — sie machte Miene, fortzugehen, und die Gesellschaft aufzusuchen. Das war aber sein Wille nicht. Er bat sie auf das anständigste, und doch dringend, sie sollte bleiben. Caroline hatte noch nie Gelegenheit gehabt, einem Manne einen Mangel an Delikatesse gegen ihr Geschlecht zu verzeihn. Die Demüthigung, die sie ihn hatte empfinden lassen, überwand sie. Sie blieb.

„Die Meinung, wir wären alte Bekannte, hat mich vielleicht zu kühn gemacht." „Aber ich habe Sie ja noch nie gesehen, nie gesprochen. Hartenstein hat Ihrer nie gegen mich erwähnt. Ich kenne nicht einmal Ihren Namen." „Ich bin Hartenstein." Hier folgte eine lange Pause. Carolinen traten ein Paar große Thränen

in die Augen. Hartenstein sah sie mit innigem Entzücken an, nahm ihre Hand und unterbrach das Stillschweigen mit den Worten: „ich freue mich unaussprechlich, daß Sie meine Erwartungen übertroffen haben.“

Er fragte sie hierauf, warum sie seinen letzten Brief unbeantwortet gelassen hätte, aber die Stimmen der zurückkehrenden Gesellschaft erstickten die Rede, die vor ihren Lippen schwebte. Sie hielt es für anständig, ihr entgegen zu gehen. Herr Senftenberg sahe auf den ersten Blick, daß das Geheimniß zwischen den jungen Leuten verrathen, und die Entdeckung geschehen war, er nannte also seinen Freund mit vernehmlicher Stimme: Herr Magister. Die Frau Doctorinn horchte hoch auf, und war eben im Begriff, nach seinem Geschlechtsnamen zu fragen, als eine Kutsche mit mehreren Gästen ankam. Der Herr und die Frau vom Hause giengen ihnen eilends entgegen,

und die andere Gesellschaft folgte ihnen mit langsamern Schritten.

Die Gäste waren niemand anders, als die schon erwähnte Frau Kriegsräthin, die mit ihrem Manne aus einer ganz neuen Jagdchaise mit Hülfe einiger Bedienten ausstieg. Caroline bekam nur von der Seite eine nachläßige Verbeugung. Sie war von einem Blicke begleitet, der einem Verweise wegen des nicht fertig gewordenen Putzes nicht unähnlich sah. Aber Carolinen rührte das nicht. Sie war glücklich, den Freund kennen gelernt zu haben, mit welchem sie so gleichgestimmt empfand. Aber sie ahnete nicht, daß ihr eine weit empfindlichere Demüthigung bevorstand. Ein Laquai mit himmelblauem Röckchen, schwefelgelben Aufschlägen, zinnernen Knöpfen, und schmalem Treßenhütchen grüßte sie ganz bekannt und freundlich. Auf einmal fiel ihr der Gedancke schwer aufs Herz: Himmel, das ist der Copist, den du

hei=

heirathen sollst. Hartenstein hatte den schmunzelnden Gruß des Hämischen bemerkt, und wußte nicht, was er bedeuten mochte. Vielleicht meinte er, berechtige ihn Verwandschaft zu dieser Freiheit, konnte sich aber doch nicht enthalten, sich bey Herrn Senftenberg nach dem Menschen zu erkundigen, und erfuhr von ihm, daß er in keiner Verwandschaft mit Carolinen stehe, sondern zeither Bedienter und Schreiber bey dem Kriegsrath Fendel gewesen sey, und Hoffnung habe, zu einer Schreiberstelle im Amte zu gelangen.

Es erschienen noch mehr Gäste, und die Gesellschaft wurde, wie sie vollzählig war, zur Tafel gerufen. Sie erhob sich Paarweise nach dem schön gezierten Gartensaale. Herr Senftenberg nahm die Frau Kriegsräthin, der Kriegsrath die Frau vom Hause und Caroline, die sich geschmeichelt hatte, von Hartenstein begleitet zu werden, mußte sehen, wie er ihrer Mut-

ter die Hand bot. Ausschlagen konnte sie sie nicht füglich, aber sie nahm sie doch mit heimlichem Unwillen an, weil sie glaubte, daß sein überbrachter Brief von Hartenstein, Ihrer Tochter nur neue Chimären in den Kopf setzen, und die Anschläge hintertreiben würde, die sie mit ihrer weisen Freundin zu Carolinens Versorgung gefaßt hatte. Denn daß Hartenstein ihre arme Tochter heirathen könnte, fiel ihr gar nicht ein, und überdieß hatte die Muhme des neuen Copisten ihr die Sache so süß vorgeschwazt, und ihr so viel Beyspiele von Laquaien erzählt, die große Herren geworden waren, daß sie sich fest entschlossen hatte, ihren Plan durchzusetzen. Wie sie also durch den Vorsaal giengen, ließ sie schnell Hartensteins Hand fahren, um ein Weilchen mit dem Herrn Copisten in der Livree der Frau Kriegsräthin zu sprechen, der nunmehr seiner Sache so ziemlich gewiß zu seyn glaubte — Carolinen kränkte dieser Verstoß wider die gute Lebens-

art

art im Innersten, sie verfärbte sich wiederhohlt, und Hartenstein mischte sich nach einem leichten Kopfschütteln, das ganz wie spottende Verwunderung aussah, ohne sich um Mutter und Tochter weiter zu bekümmern, unter die übrige Gesellschaft.

Nicht genug. Durch die Zusprache der Frau Doctorinn war der Mensch — wir wollen ihn mit einem P. bezeichnen — so dreist geworden, daß er sich bey Tische der armen Caroline gegenüber pflanzte, und ihr immer steif und unverwandt in das Gesicht sahe. Wenn die Teller gewechselt wurden, sprang er hurtig nach Carolinens Seite zu, und suchte den für sie bestimmten immer so einzuschieben, daß er zugleich ihre Hand berührte, oder an ihrem Arm wegstreifte, und dann nahm er seine vorige Stellung wieder ein. Hartenstein beobachtete alles, und konnte seinen Verdruß durchaus nicht verbergen. Die Folge davon war, daß er sich den Rest des Tages nicht weiter um Carolinens

linens Gesellschaft bemühete, sondern sich gegen Abend stillschweigend beurlaubte, um dem Kummer seines getäuschten Herzens in der Einsamkeit nachzuhängen. Für Carolinen endigte sich dieser Tag freudenleer und hoffnungslos, und ach! er hatte so schön, so seelig angefangen! Gern hätte sie nur ihre Mutter gesprochen, aber diese wich ihr überall mit einer finstern Miene aus, und dieser drohende, geringschätzige Blick, weissagte ihr einen Abend voller Vorwürfe bey ihrer Nachhausekunft, eine schlaflose Nacht, und zahllose Thränen, welche das Gefühl von Achtung, die sie der Gesellschaft schuldig war, bisher zurückgehalten hatte. Ein glücklicher Einfall der Frau Senftenberg verzögerte indessen die Vorwürfe einer erzürnten Mutter und den Ausbruch von Carolinens Thränen.

Der Tag war schön, der Abend köstlich. Die Blüthen ergoßen aus ihrem Kelche den lieblichsten Duft. Der Mond stand

son=

sonnenhell am unbewölkten Himmel, sein Licht brach sich an den Bäumen und den Aesten und Zweigen der Bäume. Ihre Blüthen versilberte, und die flache Erde vergoldete er. Es wurde beschlossen, das Abendessen in der Laube einzunehmen. Zu dem ganzen Feste hatte Frau Senftenberg vielerlei Silberzeug, Porzelain, und dergleichen Geräthschaften aus der Stadt kommen lassen, und es war weder rathsam, noch thunlich, das alles noch diesen Abend in Sicherheit und Ordnung nach der Stadt zu bringen. Sie beschloß daher, diese Nacht in ihrem Gartenhause zu schlafen, und bat sich, um nicht allein zu seyn, Carolinens Gesellschaft aus. Diese hatte, ungeachtet der zu fürchtenden Gesetzpredigt keine sonderliche Neigung dazu. Ihr Herz war zu voll, sie hätte die lange zurückgepreßten Thränen gern in ihrem eigenen Bettchen ausgeweint. Auch ihre Mutter schien sehr ungern darein zu willigen; allein Herr Senftenberg selbst bat so dringend,

seiner Frau diese Freundschaft zu erweisen, daß es beiden unmöglich fiel, es abzuschlagen. Er nahm also die Mutter und Elisen mit in den Wagen und brachte sie nach Hause.

Frau Senftenberg und Caroline hatten nun noch so viel zusammen zu räumen, zu verschließen und nach dem Saal zu bringen, daß noch zwey volle Stunden vergiengen, ehe an das Schlafengehen gedacht werden konnte, und schon dämmerte der Morgen, als sie sich niederlegten. Die gute Senftenberg war so müde, daß sie den Augenblick einschlief, Caroline verbarg ihr wallendes bräunliches Haar in einer Nachthaube, warf ihre lästigen Kleider von sich, hüllte sich in einen Mantel und legte sich auf ihr Bette, — nicht um zu schlafen, sondern um sich ihren traurigen Gedanken zu überlassen. Zum erstenmahle in ihrem Leben fühlte sie sich unglücklich. Doch sie hatte ja nichts verschuldet; ihr Herz war rein.

Dieser Trostgrund sollte sie nach ihrer Meinung einschläfern. Aber umsonst. Der Gedanke, Hartenstein möchte verächtlich von ihr denken, und die wenige Aussicht, ihn eines bessern zu überzeugen, erhielt sie so munter, daß sie frühe in aller Stille das Bette verließ und sich durch einige Beschäftigungen zu zerstreuen suchte.

Sie fand deren genug. In den anstoßenden Zimmern stand noch alles durcheinander. Sie räumte, reinigte und stellte alles so niedlich zusammen, daß das Mädchen der Frau Senftenberg, das erst um sieben Uhr aufstand, nichts mehr zu thun hatte. Frau S. schlief noch und hatte Befehl gegeben, sie nicht zu wecken. Caroline kleidete sich also völlig an, nahm ihr Strickzeug und setzte sich in die geliebte grüne Laube, wo sie die Zeit ihrer Heimreise ohne Wunsch und ohne merklichen Widerwillen erwartete.

Die schlaflose Nacht und die mannigfaltigen Auftritte des vorigen Tages hatten ihre Gefühle gestümpft, sie saß halb betäubt da, und sah starr vor sich hin. Nach und nach kehrte ihre Empfindung zurück, sie sann über das Vergangene nach, blickte in die Zukunft, hohlte einen tiefen Seufzer, und jetzt machte ein Strom von Thränen dem geschwellten Herzen Luft.

Hartenstein hatte die Nacht nicht ruhiger zugebracht, als Caroline. Sie war seine erste und einzige Liebe. Er suchte gesunden Verstand, ein gefühlvolles und gutes Herz, Kenntniß der Hauswirthschaft, Unverdorbenheit und unbescholtenen Ruf, meinte, dieß alles bey Carolinen gefunden zu haben, und sah sich auf einmal von dem Gipfel seiner Hoffnungen und Wünsche in eine fürchterliche Leere herabgeschleudert. Der kleine, zuthätige Laquai schwebte immer vor seinen Augen. Er hoffte nichts mehr. Sein Entschluß war, Carolinen aufzugeben und in aller Frühe abzureisen.

Er gieng daher zu Herrn Senftenberg, um Abschied zu nehmen. Dieser hatte eben nach ihm schicken, und ihn wegen seines gestrigen unverhofften Abschiedes befragen wollen. Auch war er im Begriffe, in seinen Garten zu fahren, und seine Frau abzuholen. Er glaubte daher Hartenstein keine kleine Freude zu machen, wenn er ihn zu der Parthie einlüde, und ihn Carolinens Gesellschaft noch einige Stunden genießen ließ. Das Abschiedskompliment wurde also nicht angenommen, und Hartenstein mußte mit einsteigen. Unterweges entdeckte Hartenstein seinem Freunde seine Bemerkungen und Besorgnisse. Dieser aber suchte sie ihm durch die heilige Versicherung zu benehmen, daß Caroline ein Mädchen von untadelhaften Sitten und dem besten Rufe wäre. Während dieses Gespräches kamen sie bey dem Garten an, und Senftenberg, der über dem Hin- und herreden vergessen hatte, ihm zu sagen, daß er Carolinen bey seiner Frau antreffen würde, bat ihn, in dem Garten zu bleiben,

er

er wolle nur sehen, ob die Frauenzimmer aufgestanden wåren.

Hartenstein gieng in tiefen Gedanken, mit feierlichen Schritten auf die Hůtte zu, und wurde åußerst bestůrzt, da er Carolinen gewahr wurde. Caroline schreckte auf, und zitterte. Er fand seine Geliebte in Thrånen. Vergessen war aller Argwohn und aller Unwille.

„Um Gotteswillen, Sie hier?“ (Caroline sucht sich geschwind zu fassen, und trocknet ihre Wangen) „Ich håtte Ihre Gegenwart eben so wenig vermuthet.“ „Und noch dazu in Thrånen?“ „Es thut mir leid. Ich wůnschte mir keinen Zeugen. Ich glaubte, ich wåre ganz allein.“ „So werde ich auch nicht nach der Ursache Ihrer Traurigkeit fragen důrfen?“ „Was kann Ihnen daran liegen. Es giebt ja der Ursachen so viele.“ Sie wollte aufstehen, weil sie zu sehr bewegt war, und eben ein neuer Thrånenguß auszubrechen drohete. Hartenstein

tenstein hielt sie aber sanft zurück. „Unsere Bekanntschaft ist freylich noch zu neu, und ich habe zu wenig Verdienst um Sie, als daß ich wagen dürfte, Sie um ihr Zutrauen zu bitten. Aber Ihre Bekümmerniß geht mir durch die Seele." „Ich erkenne Ihre Güte. Aber mein Verlust ist nicht zu ersetzen. Mein bester Freund, mein Lehrer, mein Rathgeber — mein guter Vater wurde mir zu früh entrissen. Ich bin wirklich ein verlaßenes Mädchen." Hier konnte sie ihren Thränen mit dem größten Wohlstande freien Lauf lassen. (Hartenstein äußerst bewegt) „Sein Segen ruht auf Ihnen, theurestes, bestes Mädchen. Gott wird Ihnen einen andern Freund erwecken, der die Stelle Ihres guten Vaters ersetzt. Sie glauben nicht, was für wunderbare Wege die Fürsehung oft mit uns geht." „O! ich habe das Vertrauen auf Gottes Fürsehung nicht verlohren. Aber es giebt doch Zufälle in dem menschlichen Leben, wo man sehr fühlt, daß einem der Vater fehlt."

„Sie haben aber doch noch eine Mutter, die Ihnen ihren Rath und Beystand nicht versagen wird.“ „O! ja, ich habe eine gute Mutter, nur — — “ „Nun?“ „Es ist freylich wohl unanständig, wenn Kinder etwas gegen ihre Eltern sagen, und Sie könnten, Gott weiß, was? denken, wenn ich schwieg, da einmal so viel heraus ist. — Meine Mutter ist gut, ich liebe sie von ganzem Herzen, aber sie ist nur etwas zaghaft. Sie stellt sich immer das ärgste vor.“ „Freilich ein unglücklicher Gemüthszustand, der alles Mitleid verdient. Wir haben ja doch so viele Proben der göttlichen Fürsorge in unserm Leben“ „Ja, aber auch so viele Beyspiele von fehlgeschlagener Erwartung. Und das ist der Fall bey meiner guten Mutter. Wir verlohren unsern Vater und Versorger gerade zu einer Zeit, wo wir die besten Aussichten in die Zukunft hatten.“ „Und haben Sie seit dieser Zeit Mangel gelitten?“ „Nein. Wir haben immer unser mässiges Auskommen gehabt.

Sie

Sie wissen was der Herr geheime Rath für uns that, und Sie haben selbst so viel dazu beygetragen. — — Wir sind Ihnen sehr dafür verbunden.“ „Ich schätze mich glücklich, daß ich bey dieser Gelegenheit eine so liebenswürdige Freundinn kennen lernte. Darf ich Sie noch ferner so nennen?“ „Auf meine Freundschaft haben Sie die gerechtesten Ansprüche. Aber warum schmeicheln Sie mir?“ „Nichtsweniger. Sie schreiben, denken und sprechen so natürlich, Ihre Urtheile, Empfindungen, und Handlungen tragen alle das Gepräge von Unschuld und Reinigkeit des Herzens — wenn ich Sie also liebenswürdig nenne, so ist das blos der reine Abdruck der Empfindungen, die Sie in mir erzeugten. Wollten Sie mir wohl zwey Fragen erlauben?“ (Caroline unentschlossen) „Ich werde sie Ihnen wohl nicht beantworten können. Ich weiß nicht, mir wird so bänglich.“ (Hartenstein faßt sie bey der Hand, Caroline steht; er sitzt, und blickt ihr fest

in die Augen) „Caroline, wollen Sie mich zu Ihrem wahren und treuen Freund annehmen, und ist Ihnen meine Person nicht zuwider, oder haben Sie schon einen Freund, der Ihrem Herzen näher ist?“ „Ich habe Ihnen meine Hochachtung bereits schriftlich versichert, und finde noch keine Ursache, mein Wort zurückzunehmen. Aber wir kennen uns ja erst seit gestern.“ (Hartenstein ein wenig empfindlich) „Ich glaubte, wir kennten uns länger. Aber Sie haben Recht. Keine Uebereilung. — “ (Caroline mit der freundlichsten Miene und dem sanftesten Erröthen) „Ich setze kein Mißtrauen in Sie.“ „Und ich werde immer der rechtschaffene Freund seyn, den Sie in meinen Briefen kennen lernten.“

Hier stand er auf und drückte den ersten Kuß auf ihre unschuldigen Lippen. Caroline machte ernstliche Anstalten, darüber böse zu werden, zumahl da sich in diesem Augenblicke Herr Senftenberg sehen ließ,

und

und ihnen zurief: schön ihr Kinder, schön! Viel Glück zur Versöhnung.

Der gute Mann hatte seine liebe Hälfte noch im Bette und über heftiges Kopfweh klagend angetroffen. Sie beschlossen daher, heute wieder in dem Garten zu speisen, und erst gegen Abend nach Hause zu fahren, damit die Frau Senftenberg ihre Unpäßlichkeit gehörig abwarten könnte. Herr Senftenberg kam also, diese Neuigkeit seinen jungen Freunden mitzutheilen.

Hartenstein hatte darüber eine herzliche Freude. Caroline fand zwar einiges Bedenken, weil ihre Mutter sie diesen Morgen gewiß erwartete, allein sie machte es den Herren doch nicht schwer, sie zu überreden, zumal da Herr Senftenberg alle Verantwortung über sich nahm.

Die Kopfschmerzen der Frau Senftenberg verlohren sich, und die kleine Gesellschaft war seelenvergnügt. Hartenstein stu-

dierte Carolinen immer genauer und fand sie sanft, nachgebend und sorgfältig. Was sie that, war geschickt, und was sie sprach, bestätigte sein bereits gefälltes Urtheil über sie. Ihr ganzes Thun und Wesen erfüllte ihn mit frohen Aussichten und Hoffnungen. Caroline machte ihrerseits auch in aller Stille Entdeckungen. Hartensteins Gestalt war einnehmend, aber sie ahnete in ihm einen etwas herrischen Ehemann. Da sie jedoch ein edles, und für Recht und Tugend erwärmtes Herz, bey ihm wahrnahm, so beschloß sie, willig die Seinige zu werden, wenn seine Neigung zu ihr ernstlich wäre. Man sprach über Tische hin und her. Unter andern erzählte Caroline auch nach erhaltener Aufforderung, die Heyrathsgeschichte mit Herrn P., schonte aber, wie billig, ihre Mutter, so sehr sie konnte. Hartenstein war nun vollkommen beruhigt, und der Tag verstrich so angenehm, daß sich die Gesellschaft sehr ungern trennte.

Noch diesen Abend reiste Hartenstein zu seinem Vater, und Senftenberg brachte versprochener maßen Caroline nach Hause. Wie gut für das liebe Mädchen, da ihre Mutter mit der Verwandtin des Herrn P. den ganzen Tag vergebens auf sie gewartet hatte, und der Unwille mit jeder Stunde des Aussenbleibens höher stieg.

Unsere beyden Freundinnen hatten die Heirath schon mit einander abgeschlossen, und herrliche Entwürfe für die Zukunft gemacht. Sie wollten alle in Ein Quartier ziehen. Sie beyde besorgten die Wirthschaft, und verdienten nebenher mit Stricken, Spinnen und Nähen einen mässigen Zuschuß. Herr P. besorgte seine Schreibereien, und die junge Frau machte Putz, legte einen Galanteriehandel an, und was dergleichen Plänchen mehr waren. Herr P. war auf den Abend hinbeschieden. Er sollte in aller Eil das Jawort erhalten, und seine Verwandtinn freuete sich schon

 vor-

voraus auf das Erröthen der Braut, wenn er ihr den ersten Kuß rauben würde.

Herr Senftenberg hatte kaum Abschied genommen als Caroline in die Kammer gehen, und sich auskleiden wollte, aber ihre Mutter befahl ihr, angezogen zu bleiben, weil man nicht wissen könne, wer eben heute käm, und sie noch eins und das andere mit einander verabreden wollten. „Ich dächte auch Mamsell Carolinchen, Sie blieben, wie Sie sind, Sie sehen heute ganz allerliebst aus," hub Frau N. — so mag sie künftig heißen — an. (Caroline, ohne auf sie zu hören) „Erlauben Sie mir immer, liebe Mutter, daß ich mich ausziehen darf. Es sind wohl noch zwey Stunden Tag; ich kann noch manches auf morgen vorarbeiten." Da die Mutter weiter nichts drauf sagte, so nahm sie ihr Stillschweigen für Einwilligung auf, und die kleine Elise, die froh war, daß sie ihre Schwester wiederhatte, lief mit, um ihr zu helfen. Sie hatte an ihrem

Spiel-

Spieltischchen die Berathschlagungen ihrer Mutter mit der Frau N. genau bemerkt, und würde das ganze Gespräch gleichgültig angehört haben, wenn sie nicht aus einigen Reden geschlossen hätte, daß man etwas wider ihrer Schwester Willen und Neigung durchsetzen wollte. Sie fiel ihr also um den Hals und sagte: „Carolinchen Du mußt Herrn P. heirathen. Heute Abends kommt er her. Die Mutter hat schon lange auf Dich gewartet.“

Caroline hätte Elisen für diese Nachricht küssen mögen, erwiederte aber, um sie nicht zu einer kleinen abgerichteten Zuträgerinn zu machen, nur ein gleichgültiges: „So?“ und versparte die verdiente Zurechtweisung der Kleinen, auf gelegnere Zeit. Indessen konnte sie sich ihre Unzufriedenheit mit ihrer Mutter, die sich von der N. so mißbrauchen und für die hinterlistige Betreibung einer Heirath einnehmen ließ, gegen welche sie ihre Abneigung bereits

erklärt hatte, unmöglich verbergen, und dankte nur Gott, daß sie noch so zeitig von dem Ueberfalle, der ihr bevorstand, benachrichtiget worden war. Sie war äußerst verlegen, wie sie sich ohne den grösten Verdruß aus diesem Handel winden wollte. Ihre Mutter pflegte das, worauf sie einmahl gekommen war, mit der größten Hitze und Hartnäckigkeit durchzusetzen. Auf Hartensteins Anwerbung konnte sie sich in Gegenwart einer fremden Person um so weniger berufen, da er ihr noch keinen förmlichen Antrag gemacht hatte, sie gieng also mit großer Angst, aber doch mit dem festen Entschluß in die Stube, Herrn P. abzuweisen, es möchte daraus entstehen was immer wollte, und setzte sich an ihren Arbeitstisch.

Die Mutter fieng nun eine sehr pathetische Rede an Carolinen an, und suchte ihr mit untermischten Seufzern und rührenden daß's Gott erbarme! begreiflich zu

machen, daß ein Mädchen heutzutage nicht lange wählen dürfe, daß nicht gleich ein Doctor kommen würd, daß aber Herr P. mit der Zeit noch ein großer Mann werden könnte. Sie fügte hinzu, sie habe diesem hübschen Menschen bereits ihre Einwilligung gegeben, und hoffe, daß sie als ein gehorsames Kind, welches das vierte Gebot — u. s. w.

Caroline versuchte, sie zu unterbrechen, sie vermochte nicht die strömende Beredsamkeit in ihrem Laufe zu hemmen. Sie ließ sie also ausreden, und hörte geduldig zu, oder vielmehr sie hörte nichts. Da aber die Frau N. in das Lob ihres Herrn Vetters ausbrach, während des Lobens ihr mit dem Stuhle immer näher rückte, das Ja von ihr erstürmen wollte und Miene machte, sie als ihre künftige Frau Muhme zu küssen, so bog sich Caroline rückwärts nach dem Fenster zu, und brach in heftige Thränen, in Thränen des Unwillens und der belei-

dig-

digten Achtung aus. Voll Verdruß ergriff sie ihr weisses Tuch zum Abtrocknen, stand auf und gieng nach der Thür zu, aber die unverschämte N. hielt sie zurück, und der Mutter schien dieses Betragen nicht eben mißfällig zu seyn, denn sie war selbst höchst aufgebracht gegen Carolinen. Vielleicht wäre ein Auftritt entstanden, an welchen ein gebildeter und feinempfindender Mensch nicht ohne lebhaften Unwillen denken kann, wenn nicht zum Glück Herr P. zur Thür hereingetreten wäre.

Die Frau N. wünschte sich ihren Vetter diesmal nun freilich nicht zum Zeugen, und fragte ihn daher in einem rauhen und gebieterischen Tone, wer ihn denn jetzt schon habe kommen heissen? Caroline faßte Muth. „Nein, nein, es ist recht gut, daß Sie eben jetzt erscheinen, Sie sehen selbst, was Sie durch Ihren unbesonnenen Einfall anrichten. Aber ein für allemahl: Sie sind kein Mann für mich; seyn Sie vernünftig und lassen Sie

Ihre

Ihre Muhme aufhören, mich zu verfolgen, und meine Mutter wider mich aufzubringen." (P. stotternd und zitternd) „Liebe Mamsell, nehmen Sie es mir um des Himmelswillen nicht übel. Meine Frau Muhme sagte, die Frau Doctorinn hätte ihr gesagt" — — Hier wollte die Mutter reden, aber Caroline, die vor Betäubung nicht mehr weinen konnte, sprach, indem sie die Hände bittend zusammen faltete: „Liebe, beste Mutter! endigen Sie doch diesen ärgerlichen Auftritt. Ich will gern allein mit Ihnen sprechen." „So kommen Sie denn, Frau Muhme," sagte P. ziemlich entschlossen. „Wir wollen gehen. Ich sehe wohl, die Sache ist so weit noch lange nicht, als Sie mich beredet haben." Die Mutter vermuthlich von den Thränen ihrer wirklich gemißhandelten Tochter gerührt, schwieg, und Frau N. die das sehr übel empfand, antwortete ihrem Vetter: „nu, nu, wir wollen gehen. Empfehle mich Frau Doctorinn. Nehmen Sie sich in Acht, daß Ihnen das

liebe

liebe Töchterchen nicht zu Häupten wächst.“ Und damit zur Thür hinaus.

Nun gieng es eine Weile gut. Caroline hatte, um sich vor ferneren Zudringlichkeiten sicher zu stellen, ihre Mutter zur Vertrautinn ihrer Liebesangelegenheit mit Hartenstein gemacht. Da aber mehrere Wochen vergiengen, ohne daß dieser eine Sylbe von sich hören ließ, so wurden die Vorwürfe der Mutter um so häufiger und drückender, je mehr sie den Schein von Rechtmäßigkeit für sich hatten. Wie gerne hätte Caroline, die selbst nicht wußte, was sie von diesem Schweigen denken sollte, ihr Geständniß wieder zurück gehabt! Sie härmte sich darüber ab, und man las den Gram auf ihrem Gesichte. Er nahm um so mehr zu, da ihre Mutter unter der Hand Anstalten machte, die Freundschaft mit der Frau N. wieder anzuknüpfen.

An einem Vormittage, saß Caroline an ihrer Arbeit und ließ eine Thräne nach der

andern auf sie fallen, als ihr Hausmädchen kam, und einen Herrn Prediger anmeldete, der die Frau Doctorinn zu sprechen wünsche. Sie gieng ihm entgegen. Es war kein anderer als der M. Hartenstein im Prediger-Ornate.

Caroline würde wegen des schnellen Ueberganges von der tiefsten, hoffnungslosesten Betrübniß, zu dem höchsten Grade der Freude, ohnmächtig geworden seyn, wenn sie weniger gesund gewesen wäre, und weniger ungeschwächte Nerven gehabt hätte. Sie trug aber bloß Kopfschmerzen davon, die sich den folgenden Tag wieder verlohren. Hartenstein mußte halb aus Schicklichkeit und halb aus Nothwendigkeit, zuerst mit der Mutter sprechen, und darüber gewann Caroline Zeit, sich ein wenig zu sammeln. Die Mutter war die Freundlichkeit selbst, denn so ungern man sich sonst in seinen Entwürfen gehindert sieht, so konnte sie sich es doch nicht bergen, daß Hartenstein eine ungleich

gleich bessere Parthie für ihre Tochter war, als der Copist, und daß sie die Verbindung mit diesem hauptsächlich nur darum gewünscht hatte, daß Carolinen und vielleicht auch ihr selbst und Elisen ihr lebenslänglicher Unterhalt gesichert seyn möchte.

Hartenstein hatte seinen alten Vater krank und beynahe unwillig über sein langes Aussenbleiben angetroffen. Bey seiner Ankunft fand er schon alles, was seine Beförderung betraf, eingeleitet, und ihm blieb nur noch wenig Zeit, um sich zur Reise nach der Hauptstadt vorzubereiten, wo er examinirt und ordinirt werden sollte. In manchem vertrauten Gespräche, das er mit seinem Vater über die künftige Einrichtung seiner Wirthschaft führte, suchte er ihn auf die Tochter seines alten Freundes, des Doctors Wollrath aufmerksam zu machen, aber zu seinem großen Leidwesen fand er, daß sein Vater dieser Heirath gänzlich abgeneigt war. Sein Hauptgrund war, daß Carolinens

Mutter nie seinen Beyfall gehabt habe, und die Töchter, meinte er, geriethen meistentheils nach den Müttern.

Um seinen Vater nicht durch unvorsichtige Beschleunigung einer ihm mißfälligen Verbindung zu kränken, und seine ohnehin nicht feste Gesundheit, noch mehr wankend zu machen, blieb Hartensteinen, als einem vernünftigen Manne nichts weiter übrig, als daß er vor seiner Abreise an Carolinen schrieb, und sie von seiner fortdauernden Liebe und Hochachtung versicherte, ohne sich vor der Hand näher zu erklären. Er schickte diesen Brief durch Einschluß an Herrn Senftenberg. Dieser war aber auf eine entfernte Messe gereißt, und alle an ihn gerichteten Briefe blieben bis zu seiner Zurückkunft uneröffnet liegen. Indessen hatte Hartenstein vor seiner Abreise seiner Mutter sein ganzes Herz entdeckt, ihr seinen Briefwechsel mit Carolinen mitgetheilt, und durch eine treue Schilderung der Vorzüge seiner Geliebten, die

eben so verständige, als gute Frau für sich gewonnen. Sie versprach in seiner Abwesenheit mit dem Vater davon zu sprechen und sich um seine Einwilligung zu bemühen. Allein da er von den vielen Vorzügen und dem guten Verstande Carolinens hörte, so beharrte er nur desto eigensinniger in seiner Weigerung, denn eine Frau von mehr als gewöhnlichem Verstande und Kenntnißen, glaubte der sonst brave Mann, würde wenigstens keine gehorsame Ehefrau seyn, und Gehorsam sey besser denn Opfer.

Hartenstein fand also bey seiner Rückkehr seine Herzens-Angelegenheiten noch auf der alten Stelle. Keine Antwort von Carolinen, — den Vater noch kränker, als er ihn verlassen hatte, — an eine Reise zu Carolinen war nicht zu denken. — Hätte ihn sein neues Amt nicht zu mancherley Zerstreuungen genöthiget, und seinen Zustand einigermaßen erleichtert, so würde er dasselbe empfunden haben, was Caroline litt.

Diese

Diese brütete unaufhörlich über ihrem Schmerz, ihn ergriff er seltener, aber fürchterlicher. Inzwischen versäumte er nichts seinem Vater sich gefällig zu machen. Er schwieg bedächtig von seiner Liebe, und erwartete die Aenderung seiner Lage von der Zeit und der zurückkehrenden Gesundheit seines Vaters.

So verstrichen wieder acht volle Tage. Der Alte fieng an, sich zu bessern, und die immer gedankenvolle, fast schwermüthige Miene seines Sohnes machte ihn doch endlich aufmerksam und unruhig. Eines Tages, da sie allein bei einander saßen, und lange geschwiegen hatten, sagte der Vater: „Warum so tiefsinnig mein Sohn? Will Dir das stille Landleben nicht gefallen? Kannst noch das Hofmeisterleben nicht vergessen! Ja, ja es ist freilich ein großer Unterschied. Aber Du konntest doch nicht Dein ganzes Leben hindurch Hofmeister seyn, lieber Carl.“

Hartensteinen fiel es empfindlich, daß sein Vater seine nachdenkende Miene so ganz verkehrt deutete, er faßte sich aber geschwind, und antwortete: wie können Sie das glauben, lieber Vater. Sie wissen ja, daß es blos auf Sie ankommt, mich ganz zum Landmanne und Hausvater zu machen." Dieser Wendung hätte sich der Alte nicht versehen. Er stockte. „Hm — hm — Du willst eine Frau nehmen."

Die Bahn zu einer höchst wichtigen Unterhaltung war gebrochen. Hartenstein legte seinem Vater die Gründe seiner Wahl nicht mit leidenschaftlichem Interesse, aber mit aller Wärme eines für Tugend und häusliche Glückseligkeit empfindenden Herzens, dar. Er entkräftete die gemachten Einwendungen, und mahlte ihm Carolinens unschuldiges und liebenswürdiges Bild so reizend, mit so männlichem Feuer, so edelm Anstande und so lebendig hin, daß der gute Alte, der seinen Sohn doch gern vor seinem

Tode glücklich verheirathet zu sehen wünschte, zuletzt sprach: „Lieber Sohn, da Deine Wahl so fest beschlossen und Deine Mutter ganz damit zufrieden ist, so kann ich Dir meine Einwilligung unmöglich länger versagen. Meine Zweifel und Bedenklichkeiten hat Deine jetzige Unterredung mit mir gehoben. Du und Caroline seyd die Hauptpersonen. Meine Laufbahn geht zu Ende. Mein und Gottes Segen über Euch.

Hartenstein reiste so schnell er konnte, zu Carolinen, hielt bei ihrer Mutter um sie an, brachte den Brief an seine Geliebte, welchen er durch Einschluß an Herrn Senftenberg geschickt hatte, der eben zurückgekommen war, selbst mit, klärte die Ursachen seines langen Schweigens auf, gieng nach erhaltener Einwilligung der Mutter, und der freudigsten aber zugleich schüchternen Erklärung Carolinens, daß sie sich glücklich schätze, die Seinige zu werden, nur aber nicht glaubte, daß sie seine Erwartungen erfüllen würde,

nach Hause zurück, um seinen geliebten Eltern die frohe Nachricht mitzutheilen, und nach einem Monat, welcher unter wechselseitigen Besuchen und Anstalten zu der neuen Wirthschaft der Verlobten bald genug verstrich, nahete der festliche Tag, der das junge Paar unauflöslich vereinigen sollte. Von Fremden feierte ihn niemand, als Herr und Frau Senftenberg und einige Verwandte von Hartensteins, die zugleich ihre Freunde waren.

Der alte Hartenstein wurde wieder so weit hergestellt, daß er die Trauung seines Sohnes selbst verrichten konnte. Er lebte noch Ein Jahr, und seine Schwiegertochter war die Freude seines Alters, die Wärterinn in seiner letzten Krankheit. Er verschied mit Dank und Segen für sie in ihren Armen.

Heirathsgeschichte
der
Elise Wollrath.

Es war an einem schönen Sommerabende im August, als der Regierungsrath und Kammerjunker Friedrich von Sander in Grünthal ankam, um seine Frau Mutter zu besuchen, die sich als Wittwe auf diesem Ritterguthe aufhielt. Dieser junge Herr, ganz das Gegentheil seiner adelstolzen Mutter, besaß neben einem vollkommen ausgebildeten Verstande und großen Kenntnissen, so wohl in seinem Fache, als in der gesammten Litteratur, ein unverbesserliches Herz, und hatte dabei so viel Gefühl für Unabhängigkeit, so viel Geschmack an allem wahren, schönen und natürlichen, so viel Empfänglichkeit für den Genuß der stilleren

häuslichen Freuden, daß seine vertrauten Freunde, die er sich, wir wissen nicht, warum? aus dem bürgerlichen Stande gewählt hatte, oft bedauerten, daß er eine Laufbahn betrat, welche ihn von dem Ziele seiner Wünsche mit jedem Tage mehr zu entfernen drohete, und die lieblichen Scenen, welche dem Haus- und Familien-Vater, der fern von dem Geräusche der großen Welt ganz in dem Kreise der Seinigen lebt, das Herz emporheben und erweitern, wie es schien, auf immer vor ihm verbarg.

Kaum hatte er seiner Frau Mutter, die ihn mit einem französischen, äußerst geschmackvollem Complimente bewillkommete, seine schuldige Ehrerbietung bezeiget, so eilte er nach der Pfarrwohnung zu, um seinen ehemahligen Hofmeister, den Prediger Carl Hartenstein zu besuchen, und seine junge Frau kennen zu lernen. Bei dem Eintritte in das Haus kam ihm ein Frauenzimmer in ländlicher, aber ungemein empfehlender und netter

Kleidung entgegen. Ein weisses leichtes Kleid mit einem Zuge, und himmelblauen Schleifen, ein weisser Sommerhut, für den Dienst, den er leisten sollte, weder zu klein noch zu groß, ebenfalls mit blauem Bande und einer Rose, unter dem Kinn zusammengebunden, blondes Haar in seiner natürlichen Farbe, in ungekünstelten Locken um die Schultern, und eine schlanke, wohl gewachsene Gestalt, waren alles, was der Baron auf den ersten Blick bemerkte. „Unterthäniger Diener, treffe ich den Herrn Magister zu Hause?“ „O ja.“ Er kam eben selbst die Treppe herunter, und während der kurzen Antwort sah der Baron den reizendesten Mund, die blendendeste Haut mit untermischten sanftem Roth, und Augen, die ihm mit unnennbarer Anmuth den reinen Glanz unbefangener Unschuld und Herzensgüte entgegenstrahlten. Sie machte eine leichte Bewegung mit der Hand, als wollte sie sagen: „Hier ist er selbst,“ verbeugte sich ganz nachlässig, aber mit Anstand, und gieng fort.

Hartenstein umarmte seinen ehemaligen geliebten Zögling mit herzlicher Freude. Nach einigen Fragen, wie es gehe, wie lange er schon hier sei, u. dgl. hob er an: „nun Herr Baron, wie gefällt Ihnen meine Frau?“ „Ihre Frau ist eine vortrefliche Person. Ich wünschte, Sie wären so gütig, mich ihr vorzustellen, denn da ich mehrere Wochen hier zubringen werde, so möchte ich auch zuweilen in Ihrer Gesellschaft seyn, und lerne ich Ihre Frau heute nicht näher kennen, so verliehre ich wenigstens Einen Tag von meinem hiesigen Leben. Sie wissen, ich bin gar nicht meine, wenn ich geniert bin.“

Indem trat die Frau Predigerinn, die nichts von dem Besuche wußte, herein. Sie verwunderte sich über den schönen jungen Herrn, neigte sich ganz verwirrt und schamroth, und war im Begriffe, wieder fortzugehen, als ihr Mann ihr zurief, „bleib, mein Kind! Du siehst hier den Herrn Kammerjunker von Sander, von welchem ich

Dir schon so oft viel Gutes erzählt habe. Und Sie Herr Baron (indem er die Frau bei der Hand nahm) — das ist mein liebes Herzensweib.“ Der Baron macht Eine stumme Verbeugung gegen sie. „Noch eine Frau lieber Magister?“ Die Frau sah ganz verwundert aus. „Verzeihen Sie den Scherz, fieng der Magister an, diese ist gewiß und wahrhaftig meine Frau, und das Frauenzimmer, das Sie bei dem Eintritte in das Haus gesehen haben, nur ihre Schwester.“

Nur ihre Schwester! — — von Sandern machte diese Nachricht eine unwillkührliche Freude. Er fühlte bei dem Anblicke des schönen Mädchens eine ganz ungewöhnliche Bewegung, und ohne Wissen und Vorsatz erneuerte sich während der Unterredung mit Hartenstein, ihr reizendes Bild in seiner Seele. Er versicherte den beiden Eheleuten seine aufrichtige Theilnahme an ihrer glücklichen Verbindung, und dankte seinem ehemahligen Mentor nochmahls in Gegen-

wart seiner Frau in den rührendesten Ausdrücken, für seinen Unterricht und für die guten Grundsätze, die er ihm beigebracht hätte. „Rechnen Sie, fügte er hinzu, auf meine Bereitwilligkeit, Ihnen meinen Dank, wodurch ich immer kann, thätig zu beweisen. Sie haben, wie es scheint, wenig oder keine Reparaturen in Ihrer Wohnung erhalten, da sie doch sehr nothwendig sind. Ich werde Ihnen gewiß dazu behülflich seyn.“ „O! sprach die Hartensteininn, dafür danke ich Ihnen schon voraus. Die erbärmliche Treppe, die finstere Küche, der lästige Rauch bei dem Westwinde, die ungewellerten Kammern —“ „Ist es Ihnen gefällig, so besehen wir die Wohnung miteinander.“ Hartenstein, war gleich bereit dazu, denn er hatte längst in manchen Stücken eine Verbesserung gewünscht. Sie durchwanderten alle Kammern und Stuben — und die schöne Schwester der Hartensteininn war in keiner. — In der Wohnstube, die parterre lag, endigte sich die Reise. Der Baron

nahm Abschied, und Hartenstein begleitete ihn durch den Garten, der etwas näher zu dem Schlosse führte. Im zweiten Gange, wo er eine Krümmung nach dem Schlosse machte, kam ihnen Elise mit einer so unerzwungenen und absichtslosen Heiterkeit, welche Unschuld, Jugend und Zufriedenheit über ihr ganzes Wesen verbreitet hatten, entgegen, daß selbst Hartenstein sich gestehen mußte, sie sey ein reizendes Mädchen. Sie hatte ein Körbchen mit frischem Salat zum Abendessen an dem Arme hängen. Oben auf lag ein großer schön schattierter Blumenstrauß. Es mochte ihr nicht unangenehm seyn, den jungen Herrn näher in Augenschein zu nehmen. Ihr Gespräch war kurz; aber jedes hatte sich das andere so tief und so lebendig eingeprägt, daß nicht der kleinste Zug des schönen Ganzen in der Erinnerung verlohren gieng, und kein Mahler nöthig hatte, durch ein täuschendes, schmeichelndes Bild die vergessene Gestalt, und mit ihr die halb verloschene Liebe hervorzurufen. Elise gieng

nach der Wohnung zu, und am Ende des Gartens trennten sich der Baron und der Magister.

Tages darauf saß Elise am Clavier und klimperte nachlässig einige Melodien. Neben ihr wiegte ihre Schwester Caroline ihren kleinen Carl, ein Knäblein von fünfviertheil Jahren, auf ihrem Schooße. „Spiele noch ein Liedchen Elise, sieh nur wie der kleine Mann zuhört. (Indem sie ihn küßt) Wirst auch einmal ein Liebhaber der Musik werden, liebes Carlchen.“ Elise spielte ein sanftes Stück, und blickte seitwärts auf ihre Schwester, die mit dem ganzen Gefühle mütterlicher Liebe, ihren Kleinen aufmerksam beobachtete. Nach einer kleinen Pause lehnte sie sich in ihren Stuhl zurück, und ließ beide Hände auf dem Clavier ruhen. „Aber liebe Schwester, ists denn eine gar so große Freude, Mutter zu seyn?“ „O! gewiß Elise, ganz gewiß. Die größten Sorgen, aber auch die größten

Freu-

Freuden sind die mütterlichen. Da kann ich oft eine ganze Stunde sitzen und meinen kleinen Carl ansehen. Ich stelle mir dann im Geiste alle Scenen seines künftigen Lebens vor — von der fröhlichen Stunde an, wenn er zum ersten Mahle ganz allein auf mich zulaufen und Mutter sagen wird, bis zu dem Augenblicke, da er vielleicht auch so ein kleines Geschöpf auf seinen Knieen wiegt. O! Gott, der Blick ist weit — ich werde ihn nicht erleben."

Hier wischte sie mit Carls kleinen Händchen sich eine Thräne ab. „O! liebe Caroline, mache Dich nicht ohne Noth traurig. Gott wirds ja doch machen, wie es Dir und Deinem Carl gut und nüzlich ist." „Das wird er gewiß. Aber das schließt meine mütterliche Empfindung nicht aus. Du kannst Dir davon nicht eher eine Vorstellung machen, als bis Du selbst Mutter seyn wirst." „Der Fall möchte sich wohl so bald nicht zutragen. Ein armes unbekanntes

Landmädchen — — " „Das kannst Du nicht wissen. Denke nur an meine eigene Geschichte." „Höre liebe Schwester — wir sind jetzt allein, und können wohl ein Mahl vertraulich von dergleichen Dingen reden — ich werde nicht heirathen, wenn ich den Mann, der um mich wirbt, nicht zugleich lieben und hochschätzen kann. Dein lieber Mann schwatzt mir jezt immer vor —" „Mir scheint es selbst, als ob er einen Vorschlag für Dich hätte." „Wenn er nur nichts ohne uns beschließt, denn ich nehme keinen Mann, den ich nicht leiden kann, und wenn er ein Prinz wäre. Aber wenn er nach meinem Sinne ist, so sollst Du auch sehen, was ich für eine gute und folgsame Frau werden will. Ich habe viel von Dir gelernt, Carolinchen, und lerne noch täglich. Aber (bittend) wenn Du weißt, wen er in Gedanken hat — "

Caroline wollte eben antworten, als sich ein Lärmen erhob, und die beyden Barons nebst dem Fräulein Clärchen hereintraten.

traten. Letztere forderte beide Schwestern zu einem Spatziergange auf. Die junge Frau schlug es aus, weil ihr Mann nicht zu Hause wäre, aber von Elisen wurde keine Entschuldigung angenommen. Während Elise gieng, sich ein wenig anzukleiden, bat Clärchen, im Namen der gnädigen Frau, die Frau Pastorinn mit den Ihrigen auf Morgen zum Mittagsessen, und fügte hinzu: „nach Tische wollen wir in dem Gartensaale ein Concertchen machen. Mit Ihrer Mamsell Schwester nehme ich schon unterweges Abrede.“ Die Einladung wurde bis auf die Einwilligung des Mannes angenommen. Elise kam, und die Gesellschaft gieng fort.

Auf dem Spatziergange selbst fiel nichts erhebliches vor. Der Kammerjunker war ziemlich zerstreut und sprach wenig. Elise, welcher er meistentheils zur Seite gieng, kannte ihn noch nicht recht und war daher auch ganz stille. Fräulein Clärchen suchte zwar durch Schä-

kereien und mancherley Einfälle die Gesellschaft munter zu machen, aber es wollte nicht recht gelingen, und auch sie überließ sich nunmehr ihren Betrachtungen. Zum Glück weckten zuweilen die närrischen Sprünge und Neckereien des Junkers Ernst die Träumenden, und retteten sie beim Erwachen aus mancher Verlegenheit.

Hartenstein, der unterdessen nach Hause kam, war nicht recht zufrieden, daß sich Elise allein mit der jungen Herrschaft auf den Weg gemacht hatte, ließ sich jedoch nichts weiter merken, und nahm sich blos vor, Elisen künftig genauer zu beobachten. Die Einladung, morgen auf dem Hofe zu speisen, ließ er sich gefallen.

Vor der Tafel erhob sich zwischen der gnädigen Frau und ihrem ältesten Sohne, dem Kammerjunker, folgendes Gespräch. Sie hatte ihn auf ihr Zimmer rufen lassen. Er erschien munter und fröhlich, wie einer, der eine interessante und angenehme Nach-

richt erwartet, faßte beyde Hände seiner Mutter und küßte sie mit kindlicher Zärtlichkeit.

„Ich freue mich, lieber Fritz, daß ich Dich vergnügt sehe, und es sollte mir leid thun — — aber ich möchte Dich gern warnen, weil es noch Zeit ist.“ „Vor was, liebe Mutter?“ „Du könntest wohl sagen, gnädige Frau Mutter. Ich bin gar nicht hochmüthig, aber Du weißt, daß ich den niedrigen bürgerlichen Ton nicht leiden kann.“ „Verzeihn Sie, gnädige Frau Mutter. Nun — Ihre Warnung?“ „Daß Du Dich mit dem kleinen Pfarrmädchen nicht so gemein machen sollst. Ich weiß wohl, daß man auf dem Lande die Gesellschaft nehmen muß, wie man sie haben kann, aber Familiarite' darf nicht statt finden. Man muß den Unterschied des Standes beobachten.“ „Ich kenne das Frauenzimmer noch nicht ein Mahl recht, von welchem Sie reden.“ (spöttisch) „Das Frauenzimmer. —

Ich weiß aber, daß der Herr Kammerjunker gestern mit diesem Frauenzimmer spatzieren gegangen sind. Ja, Du hast sie wie eine Dame von Stande behandelt, und ihr sogar die Hand geküßt." „Ich weiß in der That nicht, ob das letztere geschehen ist, denn ein Handkuß scheint mir eine sehr gleichgültige Sache zu seyn. Wenn aber Cousine Clärchen sich daran geärgert, und bei Ihnen darüber Klage geführt hätte, so würde ich sie von ganzem Herzen verachten." „Nicht so hitzig. Ich bin mit Clärchen auch nicht zufrieden, sie macht sich ebenfalls zu gemein. Ich bin weiter nicht stolz, aber man mag sagen, was man will, dergleichen Leute haben den guten und feinen Ton der großen Welt gar nicht." „Desto feiner ist vielleicht ihre Denkungsart in Absicht auf Ehre und Rechtschaffenheit." (Verdrießlich) „Je meinetwegen mögen's wohl ganz ehrliche Leute seyn, aber eben der Magister hat Dich verdorben, und Deine Denkungsart so heruntergestimmt. Doch ich verbitte mir ferne-

ren Widerspruch. Ich habe noch von einer andern Sache mit Dir zu sprechen. Setz' Dich." „Sie haben ganz über mich zu befehlen, gnädige Frau Mutter." „Ich muß Dir doch erzählen, daß Fräulein Clärchen vor kurzem eine reiche Erbschaft gethan hat. Sie bringt nun schon ein Capital von fünf und zwanzigtausend Thalern zusammen. Nun hat sie noch ein Ansehnliches von ihrem Onkel, dem Präsidenten von Waldburg zu hoffen. Sie ist überdieß von ächtem, stiftsfähigen Adel — was sagst Du zu der Parthie?" „Die Parthie ist gut. Nun kann sie nach ihrer Neigung wählen, und allenfalls auch einen armen Edelmann glücklich machen." „Nicht doch — der vornehmste Cavalier darf sich einer solchen Verbindung nicht schämen. Ich habe sie für Dich bestimmt, mein Sohn." „Für mich? Sie erschrecken mich." „Du dauerst mich. Eine junge, reiche, liebenswürdige Person, und Du erschrickst?" „Gar nicht vor der Person, gnädige Mutter, aber vor der Sa-

che überhaupt. Es ist mir noch gar nicht eingefallen, Hausvater zu werden.“ „Worauf oder wie lange willst Du denn warten? Schon vier und zwanzig Jahr! Doch jetzt genug von dieser Angelegenheit. Du kennst nun meine Gesinnung, und bist immer ein gehorsamer Sohn gewesen. Indessen bleibt der Vorschlag unter uns. Clärchen weiß noch von nichts. Gieb ihr nur heute nicht etwa Gelegenheit, empfindlich zu werden, und flattire das Bürgermädchen nicht.“ (etwas empfindlich) „Die Sache wird hoffentlich beständig unter uns bleiben, und den fernern freundschaftlichen Umgang mit dem Pfarrhause werden Sie mir doch gnädig erlauben? Noch habe ich vor Tische einige Briefe zu schreiben, die heute auf die Post müssen. Ich empfehle mich unterthänig.“

Er gieng eben so eilfertig, als mißvergnügt nach seinem Zimmer zurück. Auf dem Wege begegnete ihm Fräulein Clara. Sie trug ein Paket Noten, und wollte in den

Gar-

Gartensaal gehen, um einige Stücke zu probieren. Mit vieler Freundlichkeit bat sie den Baron sie zu begleiten. Dieser glaubte sie wäre mit seiner Mutter, oder vielmehr, seine Mutter wäre mit ihr einig, und fertigte sie mit der Versicherung, er habe nothwendigere Geschäfte, so kurz und rund ab, daß sie sich über diese ungewohnte Unhöflichkeit nicht wenig verwunderte. Er lief unmuthig und schnell davon, und sie blieb wie versteinert stehen, sahe ihm erstaunt nach und gieng fort, nicht um zu spielen, sondern dem Verdruß nachzuhängen, welchen ihr Herz empfand, das so viel für den schönen undankbaren Vetter fühlte.

Nun waren schon drei Personen in Einem Hause empfindlich und mißtrauisch gegen einander, und alle waren im Grunde unschuldig. Den ganzen Auftritt hatte niemand, als der ungezogne Junker Ernst verursacht, der seiner Mutter Wahrheit und Lügen erzählt hatte, um sich an Elisen zu

rächen, die ihn nicht leiden konnte, und überall nichts aus ihm machte.

Die Gesellschaft wurde gegen Ein Uhr vollzählig, und bestand außer den schon genannten Personen noch aus einigen Familien aus der Nachbarschaft, und einem benachbarten Prediger, der ein Universitätsfreund von Hartenstein, und durch diesen dem ältesten Baron bekannt geworden war.

Die gnädige Frau verdrießlich über das seltsame und beynahe widerspenstige Betragen ihres Sohnes, trat mit einer stolzen und ihrer Würde sich bewußten Miene in das Zimmer. Sie besaß die große Kunst, Personen, die unter ihrem Stande waren, in Verwirrung zu setzen, und bewerkstelligte dieses vorzüglich dadurch, daß sie den Leuten scharf in das Gesicht sahe, und dann mit dem Air eines anmaßenden Menschenkenners, sie vom Kopfe bis zum Fuße musterte. Begreiflicherweise wurden sittsame Personen dadurch niedergeschlagen und um

eine anständige Stellung verlegen, da sie nicht wagen konnten, der Uebermüthigen den Rücken zu kehren, und sich ihren unverschämten Beobachtungen Preiß geben mußten.

Dießmal bekam die arme Elise ihre ganze Hoheit zu empfinden. Sie spähete mit ihrem Scharfblicke die Ecke des Zimmers aus, in welche sich das bescheidene Mädchen ehrerbietig hingestellt hatte. Die Gesellschaft folgte den Augen der gnädigen Frau, und Elise, die in ihren Blicken die Wirkung einer voraufgegangenen Beleidigung zu finden glaubte, vermochte, wiewohl sie sich nicht ein Mahl eines Etikettenfehlers bewußt war, keinesweges diese ganze Sammlung, oder vielmehr Ladung von Blicken auszuhalten. Schamhaft schlug sie ihre Augen nieder, und ihre Wangen überzog das schönste Incarnat. Auch sie vermehrte heute die Anzahl der Mißvergnügten, zumahl da Clärchen nicht auf sie zu achten

 schien.

schien, sondern stille vor sich hinsahe, und wichtige Betrachtungen über das Gemählde ihres Fächers anstellte.

Endlich ließ sich ein Bedienter sehen. Die gnädige Frau befahl, das Essen auftragen zu lassen. Nun erst erschien der Kammerjunker und Hartenstein, die sich mit einander auf des erstern Zimmer unterhalten hatten. Man setzte sich zu Tische, und die Mahlzeit war so steif und gezwungen, wie alle Mahlzeiten zu seyn pflegen, wo Bürgerliche sich es zur besondern Gnade rechnen müssen, an einer adelichen Tafel zu speisen.

Nach aufgehobener Tafel begab sich die gnädige Frau in ihr Cabinet, und überließ den jungen Herrschaften, die Gäste beym Kaffee zu unterhalten. Sogleich wurde die Gesellschaft wieder belebt und munter. Es wurde einmüthig beschlossen, den Kaffee in dem Garten einzunehmen, und dabei die Musicalien in Ordnung zu bringen. Niemand war vergnügter darüber, als der

Kammerjunker, der Gelegenheit zu finden hofte, Elisen zu sprechen. Aber er wußte nicht, daß er an Hartenstein einen neuen Beobachter bekommen hatte. Schon bei Tische hatte dieser bemerkt, daß seine Blicke immer mit dem innigsten Wohlgefallen und dem lebhaftesten Interesse, auf Elisen ruheten, er beschloß daher, den Plan, den er zu Elisens Versorgung entworfen hatte, geschwinder auszuführen, als er Anfangs Willens gewesen war. Der Prediger, der mit zur Tafel gezogen worden war, und ihm seine Neigung zu Elisen zu erkennen gegeben hatte, bekam also den Rath, Elisen seine Hand zu geben, ehe es etwa der Baron thät, und sie in den Garten zu begleiten. Dieß geschah. Der Baron warf einen wilden, funkelnden Blick auf ihn und Hartensteins Sorge, der ihn wahrnahm, ward um ein großes vermehrt.

Die Gesellschaft hatte sich in dem Gartensaale versammelt. Fräulein Clara saß

am Kaffeetische, die Frauenzimmer saßen, und die Herren standen um sie herum. Nach einem kurzen Gespräche mit Elisen fiel ihr ein, daß sie ein unentbehrliches Stück Musicalien mitzunehmen vergessen hatte. Elise, die mit ihren Sachen bekannt war, erbot sich, es zu hohlen, und erhielt den Schlüssel zu ihrem Pulte. Der Baron war in dem Garten zurückgeblieben, um freie Luft zu schöpfen, und seinen Verdruß über Elisens Begleiter, wo möglich, los zu werden. Hartenstein sah Elisen neben Clärchen sitzen und mit ihr sprechen, er hatte also nichts Arges aus der Abwesenheit des Barons, und ließ sich mit jemand aus der Gesellschaft in eine lebhafte Unterredung ein. Eine Weile nach Elisens Weggang wandte er sich mechanisch um, und gieng nach der Gartenthür zu. Wie erstaunte er, als er in der Ferne, Elisen an der Seite des Barons, in einem, wie es schien, interessanten Gespräch begriffen, daher wandeln sahe! Hastig gieng er

ihnen

ihnen entgegen, und der heimliche Aerger darüber gab seinem Gesichte ein sehr ernsthaftes Ansehen.

Der Baron lief auf ihn zu, und umarmte ihn mit aller Herzlichkeit. „O! mein liebster bester Magister, wie glücklich sind Sie.“ (Dieser etwas zurückhaltend.) „Es soll mir lieb seyn, wenn Sie auf die„sem Wege die Entdeckung eines neuen „Glückes für mich gemacht haben, gnädi„ger Herr.“ „Gnädiger Herr — (indem er ihn vertraulich bei der Hand faßte) „Ich will mich durchaus von Ihnen nicht gnädiger Herr schelten lassen. Ich bin froh, daß Sie mein Freund sind. Aber — — (nach einer kleinen Pause) wenn Sie wüßten, was für eine unschuldige, herzliche, wahre Lobrede wir Ihnen jetzt gehalten haben — — es könnte Ihnen doch nicht unangenehm seyn.“ „Eine Lobrede auf meine Wenigkeit? Wie fiel Ihnen denn das ein?“ „Ihre liebenswürdige Schwägerinn

sagt, daß sie die Bildung ihres Verstandes und Herzens, ihre Kenntnisse und ihre Tugendliebe einzig Ihrer Erziehung verdanke. Und ich mein theurer Freund und Lehrer, stimme von ganzem Herzen ein. Jeder gute Vorsatz, den ich fasse, jede gute Handlung, die ich ausübe, jeder Sieg, den ich über mich erhalte, ist größtentheils Ihr Werk. Ich verdanke das alles den edlen Grundsätzen, die Sie mir beibrachten." — Er schwieg gerührt. (Der Magister bewegt.) „Gewiß Herr Baron, wenn Sie mich deshalb für glücklich halten, so haben Sie vollkommen recht. Bei solchen Gesinnungen werden Sie gewiß nichts thun, was Ihrem Stande und Ihrer Würde zuwider wäre." „Gewiß nicht lieber Magister, ganz gewiß nicht" (indem er mit beiden Händen Hartensteins Rechte an seine Brust drückte).

Elise stand dabei und wischte sorgfältig an den Noten, auf welche wider ihren Willen ein Paar Thränen gerollt waren.

Die

Die Ankunft der gnädigen Frau, die mit majestätischem Schritte den Gang herunter kam, endigte diesen Auftritt. Der Baron gieng schnell auf sie zu, und bot ihr seinen Arm. Der Magister und Elise traten auf die Seite und giengen hinterdrein.

Das Concert nahm nunmehr seinen Anfang. Elise spielte und sang. Clärchen auch. Dieser machte der Baron einige Complimente darüber, bei Elisen schwamm sein Herz in seligem Entzücken, und seine Lippen schwiegen. Man empfahl sich endlich einander, und Hartenstein gieng in sich gekehrt mit seiner Frau und Elisen nach Hause. Zuweilen unterbrach ein tiefer Seufzer das Stillschweigen, und ernstes Nachdenken war auf seine Stirne gezeichnet. Er war von der Neigung des Barons zu seiner Schwägerinn überzeugt, und sie schien ihm um so viel ernstlicher und gefährlicher, da sie nicht blos Elisens

artige Gestalt, sondern hauptsächlich ihre anderweitigen Vorzüge zum Grunde zu haben schien.

In den nächsten vierzehn Tagen sahen die beiden Schwestern den Baron täglich bei sich. Bei der Hartensteininn machte er sich durch seinen angenehmen Umgang, durch die Feinheit in seinem Betragen, und sonderlich durch die Liebkosungen gegen ihr kleines Bübchen beliebt. Er brachte immer etwas Neues zu lesen, neue Musicalien für Elisen, und zeigte überhaupt so viel ächte Empfindsamkeit, so viel edles und rechtschaffenes in seinem Charakter, daß beide in seiner Abwesenheit sich immer zu seinem Lobe unterhielten.

Hartenstein war während dieser Zeit mit Amtsgeschäften sehr überhäuft, und wenn er nach Hause kam, mußte er hören, daß der Herr Kammerjunker da gewesen war — und immer neue Lobreden auf ihn! Es schien ihm daher hohe Zeit zu seyn,

Gegenanstalten zu machen, und er wählte zuförderst seine Frau zu seiner Vertrautinn. Indessen hätten sie sich diese Sorge ersparen können, denn es gab ohnehin Leute genug, die diesen Umgang zu trennen suchten.

Da die Hartensteininn Licht in der Sache bekommen hatte, so fiel es ihr auf, daß sie seit dem Concerte nicht wieder auf das Schloß gebeten worden waren, was doch sonst wöchentlich wenigstens Ein Mal zu geschehen pflegte. Elise, welcher die Entfernung der Fräulein Clara wehe that, die vorher keinen Tag ohne sie hatte leben können, beklagte sich gegen ihre Schwester darüber, und wußte es sich gar nicht zu erklären. Außer dem Kammerjunker sahen sie nur etwa den Baron Ernst und die Kammerfrau der Frau geheimen Räthin. Diese beiden rückten immer auch ein, wenn jener eine Zeitlang da gewesen war, und mochten sie entweder Abgesandte seyn, oder sich ärgern, daß sie bei der Anwesenheit des

Kammerjunkers überflüßig zu seyn schienen — genug sie schilderten seine Vertraulichkeit gegen die beiden arglosen Schwestern, mit so gehässigen Farben, daß die Mutter und Clärchen das Aergste glauben konnten.

An einem Montage reisten die beiden jungen Herren auf einen, etliche Meilen weit gelegenen, Edelhof, wohin sie zu einem Jagdfeste eingeladen waren, um einige Tage daselbst zuzubringen. Die gnädige Frau benutzte diese Entfernung und ließ den Magister zu Tische bitten, aber zugleich sagen, er möchte eine Stunde früher kommen, weil sie ihn in einer Angelegenheit sprechen wolle. Diesem war das Compliment nicht neu, er ließ sich es also auch nicht befremden und versprach, aufzuwarten.

Sie saß bei seinem Eintritte mit feierlicher Miene auf einem Sopha, und bat ihn, sich neben ihr niederzulassen. „Wie ich merke, sind Sie noch immer der liebste

Freund

Freund meines Sohnes, des Kammerjunkers, und deshalb wünschte ich mit Ihnen von etwas zu sprechen, das ihn selbst betrift." „Ihr Zutrauen ist mir zur Ehre, gnädige Frau." „Was meinen Sie, ich habe meinem Fritz eine Gemahlinn ausgesucht. Was sagen Sie zu der Parthie mit meiner Nie'ce, dem Fräulein von Waldburg?" „Sie ist vortrefflich." „Ich glaub's auch. Das Fräulein sieht gut aus, ist reich und aus ächtem altadeligen Geschlechte. Ich hoffe auch, sie wird eine gute Figur bei Hofe machen, wenn sie das einigermaßen gemeine Wesen ablegt, das sie im Umgange angenommen hat." „Sie scheint auch guten Verstand und ein edles Herz zu besitzen" „Das versteht sich. — Wollen Sie wohl so gut seyn, und meinen Sohn deswegen sondiren, auch, wenn Sie können, ihn dazu persvadiren?" „Ich glaube, daß nicht viel Ueberredung nöthig seyn wird, wenn anders der Herr Kammerjunker überhaupt Lust hat, zu heirathen."

rathen.“ „Warum? Hat er etwa eine Abneigung gegen unser Geschlecht?“ „O! nein, gnädige Frau, das wäre bei einem jungen Cavalier ein unerhörter Fall.“ „So? — Meinen Sie? — Nun — Also — wollen Sie den Antrag übernehmen?“ „Sehr gern gnädige Frau. Aber sollte die mütterliche Beredtsamkeit nicht weit mehr auf das Herz eines guten Sohnes wirken?“ „Ich zweifele. Mein Sohn scheint die Gesellschaft auf der Pfarrwohnung jeder andern vorzuziehen.“ (etwas betroffen) „Ich weiß — es thut mir leid, gnädige Frau, daß es Ihnen unangenehm ist.“ „O! nein, Herr Magister. Wenn ich nur meinen Endzweck erreiche, so kann man den Spaß schon übersehen. Man weiß ja, wie junge Herren sind, wenn sie hübsche Frauenzimmer wissen. Es thut mir mehr um Ihretwillen leid — denn ein guter Ruf bei der Gemeinde.“ (halb aufgebracht,) „Was wollen Sie damit sagen, gnädige Frau. Mein guter Ruf

bei der Gemeinde stände, dachte ich, fester, als daß" — „Nicht so böse Herr Magister. Sie wissen ja, wie das gemeine Volk schwatzt, wenn ein junger Herr täglich zu jungen Frauenzimmern geht, auch wenn der Mann nicht zu Hause ist." „Immer besser, immer besser. Die Beschuldigung gegen meine Schwägerinn hätte ich noch hingehen lassen, denn ein schönes Mädchen kann einem jungen Herrn leicht in aller Unschuld gefallen. Aber meine Frau — hier stand er voll Unwillen auf — bei Gott, d i e Beleidigung ist zu groß." (Die Frau von Sander merkt, daß sie zu weit gegangen ist, und will gern wieder einlenken.) „Lieber Herr Magister." „Kein Wort weiter, gnädige Frau. Ich versichere Ihnen theuer, meine Frau erlaubt sich keinen Gedanken, der Ehre und Treue verletzt, und es ist mir äußerst kränkend, daß ich ihren guten Namen, und vielleicht die Ruhe meines ganzen Hauses einer niederträchtigen, elenden Klätscherei Preiß geben soll."

Er griff nach seinem Hute, um weg zu gehen. Clärchen, die vielleicht eine Zuhörerinn bei dem letzten Theile des Gesprächs abgegeben hatte, trat herein, und bewillkommete ihn mit vieler Freundlichkeit. Er war aber viel zu heftig angegriffen, als daß er darauf hätte Acht haben können. Er drängte sich an ihr vorbei, und gieng eiligst fort.

Er traf seine Frau und Elisen bei einer sparsamen Mahlzeit an. Einigkeit, wahre Liebe und herzliche Vertraulichkeit würzten sie. Sie setzten eine bisher gepflogene Unterhaltung fort, und Caroline konnte den Kummer, den sie und ihr Mann wegen des Barons gar zu öftern Besuchen hatten, ihrer Schwester nicht länger verschweigen. Diese nahm den guten Rath, bei diesem Umgange vorsichtig zu seyn, mit vieler Bereitwilligkeit an, aber ihr Herz empfand die Neigung zu dem Kammerjunker nur desto stärker, und von diesem Au-

genblicke an war ihr, als fehlte ihr etwas, wenn sie die Gesellschaft des liebenswürdigen Mannes entbehren mußte.

Da sie nun natürlich auf die Vermuthung kam, daß Clärchens bezeigter Kaltsinn, Eifersucht zum Grunde haben möchte, so überlegten sie, wie ihr der Argwohn am besten zu benehmen wäre, und Elise sagte: „Da kann uns dein lieber Mann den besten Rath geben,“ als dieser hastig die Thür aufriß, seinen Hut grimmig auf das Clavier und sich in den darneben stehenden Lehnsessel warf.

Das Schrecken, mit welchem beide Schwestern vom Tische aufsprangen, läßt sich besser denken, als beschreiben. „Gott im Himmel! lieber, bester Mann, was ist dir widerfahren?“ „Um Gotteswillen lieber Herr Schwager!“ Und da keine Antwort erfolgte, so traten beide mit zusammengeschlagenen Händen, bittend vor ihn hin, und weinten. Dieser Anblick rührte ihn.

ihn. Er suchte sich also zu fassen. „Es thut mir leid, Kinder — aber man beleidigt mich auch auf eine so unwürdige Art — daß" — Und nun machte er ihnen eine Erzählung, die bei seiner noch gar nicht verrauchten Hitze mit unter so bittere Anmerkungen enthielt, daß die guten unschuldigen Selen bis in das Innerste verwundet und gekränket wurden.

Kurz darauf schickte man von dem Schlosse einen Bedienten, und ließ bitten, der Herr Magister möchte sich einstellen, weil man mit dem Essen auf ihn wartete. Es wurde aber unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, die ihn plötzlich überfallen hätte, verbeten. Der Bediente, der nichts von dem Vorgange wußte, machte es um so gefährlicher, weil er die beiden Frauenzimmer in Thränen angetroffen hatte. Die Frau von Sander ließ sich wenig durch diese Erzählung rühren, sie sagte vielmehr, wie sich der Bediente entfernt hatte, in einem

verweisenden Tone zu Clärchen: „so gehts, wenn man sich mit dergleichen Leuten so familiär macht.“ Diese aber war, ungeachtet ihrer kleinen Eifersucht, gar nicht mit dem Verfahren ihrer Tante zufrieden. Sie war überzeugt, daß Elise und ihre Schwester eine unanständige Behandlung nicht verdienten, und ihr gutes Herz litte mit ihnen. Gern hätte sie ihre Tante beredet, ihr einen Besuch in der Pfarrwohnung zu erlauben, um die Sache wieder gut zu machen, ehe der Baron zurückkäm, allein diese wollte durchaus nicht darein willigen, und meinte: es wäre nun einmal angefangen; es müsse biegen oder brechen.

Inzwischen hatte die arme Elise ein sehr übles Loos. Ihr Schwager betrieb die vorgeschlagene Heirath mit dem größten Eifer, und da sie viele Abneigung bezeigte, so mußte sie sichs gefallen lassen, manche bittere Wahrheit zu hören. Keinem Menschen konnte sie ihr Leid klagen, als ihrer

Schwester, die aber in der Hauptsache mit ihrem Manne einverstanden war, wiewohl sie sein rasches Verfahren nicht billigte. Durch vieles Bitten und Vorbitten ließ er sich endlich bewegen, ihr wenigstens einige Zeit zu vergönnen, um den Herrn Prediger näher kennen zu lernen.

Hartenstein stellte in aller Eil ein kleines Gastmahl an, zu welchem unter mehreren benachbarten Predigern auch Elisens künftiger Bräutigam eingeladen wurde, und nahm sich vor, alles zu versuchen, was sich mit dem Wohlstande vertrüge, um die Verlobung vor der Zurückkunft des jungen Herrn zu Stande zu bringen. Elisens sichtbare Betrübniß gieng ihm aber doch sehr nahe, und er hielt folgende wohlüberlegte Rede an sie.

„Es schmerzt mich, meine gute Elise, daß ich Sie traurig sehe. Aber als ein redlicher Mann, der väterlich für Ihr Bestes sorgt, kann ich nicht anders handeln.

 Ueber-

Ueberlegen Sie selbst, daß der unbillige Verdacht der gnädigen Frau sich leicht in der Gemeinde und in der Nachbarschaft ausbreiten kann. Ihr guter Name und der meinige laufen Gefahr. Alle Unschuld und Tugend schützt nicht vor Verläumdung, so bald nur einiger Schein da ist, den die Lästerzunge vorspiegeln kann. Der Herr von Sander hat gewiß keine ernsthaften Absichten auf Sie — denn das wäre ja ein Unglück für Sie und uns. Nur überlegen Sie auf der andern Seite. Der Vorschlag, den ich Ihnen thue, ist Ihren Jahren und Ihrem Stande angemessen. Der Pastor F. ist ein Mann, wider dessen Person, Amt und Sitten durchaus nichts einzuwenden ist, und zu Romanenbegriffen von dem Ehestande sind Sie zu vernünftig."

„Noch eins, liebe Elise! Ich muß Ihnen alles sagen. Stellen Sie doch über sich selbst Betrachtungen an. Sie sind eine Waise, ohne Vermögen und ohne reiche

Ver-

Verwandte. Ich — ich weiß nicht, ists Ahnung, oder Einbildung — ich verspreche mir kein langes Leben, und würde also sehr zufrieden seyn, wenn ich Sie unter dem Schutze eines würdigen Gatten gut versorgt wüßte. Vielleicht erhielt ich dadurch auch einen Freund für meine Caroline und meine Kinder, wenn ja" — —.

Der Gedanke war zu traurig. Die Stimme versagte ihm. Er schwieg, und Elise schluchzte laut.

Das gute Mädchen versprach ihm, sich ganz seiner Führung zu überlassen. Ihr Verstand war überzeugt, daß er Recht hatte, und ihr Herz — —

Hartenstein bereitete sich nun mit vieler Zufriedenheit vor, seine Gäste zu empfangen. Er hatte an den jungen Pfarrer geschrieben, und ihn die Ursache seiner Einladung, nehmlich seine Bekanntschaft mit Elisen zu befördern, nicht undeutlich merken

ken lassen. Er hoffte also gewiß, er würde von Verlangen und Liebe beflügelt, der Erste seyn, der sich einstellte. Aber er irrte sich. Die Gäste waren alle versammelt, als er ein Billet erhielt, in welchem sich F. entschuldigte, daß er nicht aufwarten könnte, weil eine Amtsverrichtung — —

Diese Verhinderung war möglich und wahrscheinlich; aber der ungewöhnliche kalte Ton, das gänzliche Stillschweigen über die Angelegenheit mit Elisen, fielen ihm gewaltig auf. Er hatte Mühe, seinen Verdruß zu bergen.

Die Zurückkunft des Kammerjunkers verzog sich über acht Tage. Sie wurde mit verschiedenen Gemüthsbewegungen erwartet. Niemand war ängstlicher, als Clärchen, weil sie den Verdruß voraus sehen konnte, der aus dem widersinnigen Betragen ihrer Tante entstehen mußte, und gerade der verkehrte Weg eingeschlagen wurde, die Neigung des Barons von Elisen ab, und auf sie zu lenken.

Den neunten Tag kamen die beiden jungen Herren des Abends sehr spät zurück. Hartenstein erfuhr dieß kaum, als er eine Lustreise für seine Frau und Elisen anstellte, und sie mit dem frühen Morgen zu einem Besuch in der Nachbarschaft fahren ließ. Er selbst aber blieb zu Hause, um den Baron zu sprechen. Dieser war froh, daß er von den lermenden Freuden, die gar nicht nach seinem Geschmacke waren, wieder ausruhen konnte, und freuete sich schon im Geiste auf den angenehmen Umgang auf der Pfarrwohnung. Er wunderte sich zwar, als er des Morgens bei dem Frühstück fragte, wie man sich dort befände, daß das Fräulein ganz kleinlaut sagte, sie hätte niemand von ihnen gesehen und gesprochen, und seine Mutter mürrisch antwortete: „wer kann sich denn immer mit den Leuten abgeben," weil er aber glaubte, es wäre noch immer die Geschichte mit dem Handkusse, den die Damen nicht verschmerzen könnten, so dachte er weiter nicht nach, sondern gieng, so bald er sich

ange-

angekleidet hatte, getrost und fröhlich auf die Pfarrwohnung zu. Er begab sich geradenweges auf Hartensteins Studierstube, umarmte ihn, freute sich, ihn wieder zu sehen, erzählte ihm manches gute und unangenehme von seiner Reise, und schloß damit, daß er die wenige Zeit, die ihm noch von seinem Urlaub übrig wäre, in des Magisters und der Seinigen angenehmen und lehrreichem Umgange zubringen würde.

Dem Pastor, der ihn von Herzen lieb hatte, that es freylich leid, daß er ihn in diesem süssen Traume stöhren sollte. Er machte daher mancherley Umschweife — er thäte besser, wenn er sich andere Gesellschaften aussuchte — unstreitig würde auch seine Frau Mutter u. s. w. — aber der Baron lachte, und nahm alles für Scherz auf. Hartenstein sah sich daher genöthiget, ernsthaft zu werden, und stellte ihm die Lage der Sachen vor. Der Baron erstaunte über die wenige Schonung, mit welcher seine Mutter

ter eine würdige Familie und auch ihn selbst behandelt hatte, und glaubte, irgend eine schändliche Verläumdung, die sie erbittert hätte, müsse diesem Mangel an Lebensart zum Grunde liegen, gegen welche sie sich bei allem ihrem Stolze sonst selten oder gar nicht versündigte. „Doch, fuhr er fort, man muß sich über so niedrige Verläumdungen wegsetzen, und mit gleichem Schritte seinen Weg gehen.“ „Recht so! ein reicher Cavalier kann sich sicher über alles wegsetzen; aber ein armes Bürgermädchen, deren einziger Schatz Ehre und Tugend ist, muß auch den Schein von Ehre und Tugend sorgfältig erhalten.“ „Nicht so bitter, lieber Magister. Ich weiß wohl, daß Sie gegen mich immer Recht haben. Aber auf Ehre und Gewissen, ich habe nichts gethan, was die Ehre und Tugend Ihres Hauses hätte beleidigen können.“ „Kann seyn. Aber können Sie den Pöbel davon überzeugen? Und überdieß, lieber Baron, kenne ich Ihr Herz so genau, daß ich so deutlich, wie in

meinem Evangelienbuche darinn lesen will. — Ich fürchte, Sie legen den Grund zu einer Leidenschaft, die in Ewigkeit nicht befriedigt werden kann. Und mehr als Eine Pflicht verbindet mich, durchaus darauf zu bestehen, daß dieser Umgang abgebrochen wird.“ (betroffen und feuerroth) „Wenn das Ihr ganzer Ernst ist, lieber Pastor, so reise ich morgen von hier ab. Wollen Sie mir erlauben, Abschied zu nehmen?“ „Meine Weiber sind verreißt. Ich mache mir ein Vergnügen daraus, Ihr Abschieds-compliment zu bestellen.“ (empfindlich) „Sie verkennen mich ganz, lieber Hartenstein.“ (umarmt ihn) „Nein, mein theurer Baron. Ich liebe Sie von ganzem Herzen, aber bei Gott! ich kann nicht anders handeln.“

Hartenstein wurde abgerufen, und der Baron gieng fort. Er fühlte ganz, wie lieb und unentbehrlich Elise seinem Herzen war, ärgerte sich über seine Mutter und Clärchen,

Bayerische Staatsbibliothek München

machte mancherley Entwürfe und Anschläge, und kam äusserst verdrießlich nach Hause. Bei der Tafel herrschte auf allen Seiten eine sonderbare Zurückhaltung. Clärchen war niedergeschlagen. Die Frau Mutter predigte verdeckte Moral; Ernst machte Kinderpossen, und Friedrich beobachtete ein mürrisches Stillschweigen. Nach Tische sagte er, er werde morgen nach der Stadt zurückkehren, und faßte die Thür, ohne eine Antwort abzuwarten.

Elise und ihre Schwester kamen Abends zurück, und Hartenstein merkte, daß beide nicht recht vergnügt waren, wenn sie es gleich zu verbergen suchten. Er meinte sogar in Elisens Augen Spuren von Thränen zu entdecken, und forschte, sobald er mit seiner Frau allein war, nach der Ursache derselben. Er erfuhr also, daß einige voreilige Frauenzimmer, Elisen mit ihrem adeligen Liebhaber aufgezogen, und zu ihrem Gewährsmanne den Prediger F. angeführt hät-

hätten, der in Gesellschaft davon gesprochen habe. O! wie ärgerte das den Hartenstein! — Niemand war mehr zu beklagen, als die gute Elise, die bei aller Unschuld und allem guten Gewissen, sich zum Spielwerk einer elenden Medisance heruntergebracht sahe.

An den Herrn Magister Hartenstein.

Wer hätte glauben sollen, lieber Magister, daß je der Fall kommen könnte, wo Sie mir Ihr Haus verbieten würden. — Um mir also die Kränkung zu ersparen, vor Ihrer Thür abgewiesen zu werden, sehe ich mich genöthiget, erst schriftlich anzufragen, ob Sie mir einen Abschiedsbesuch erlauben wollen. Ich reise morgen von hier ab, und dann dürften wir einander sobald nicht wiedersehen

F. von Sander.

An den Herrn Kammerjunker von Sander.

Es thut mir leid, gnädiger Herr, daß ich Ihren, mir sonst so lieben, Besuch nicht annehmen kann. Niemand ist bei mir zu Hause, und ich selbst gehe eben jezt in Amtsverrichtungen aus. Ich werde aber noch heute, oder morgen in aller Frühe die Ehre haben, Ihnen aufzuwarten, und meine besten Wünsche für eine glückliche Reise zu überbringen. Nur bitte ich sehr, Sie allein auf Ihrem Zimmer sprechen zu dürfen, weil ich mich nicht gern neuen Unannehmlichkeiten aussetzen möchte. Unverändert

der Ihrige

Carl Hartenstein.

An den Herrn Magister Hartenstein.

Ich weiß lieber Magister, daß man Sie auf eine sehr unwürdige Art beleidiget hat. Daß Sie aber einen Unschuldigen dafür bestrafen,

ist unbillig, und Ihr Dorfpublicum, an dessen guter Meinung Ihnen so viel gelegen ist, hat ja nur eine Ursache mehr, eine schändliche Verläumdung für Wahrheit zu halten. Ich habe das überlegt, und verschiebe deshalb meine Reise noch einige Tage.

F. v. S.

An den Herrn Kammerjunker von Sander.

Ihr Spott über mein Dorfpublicum rührt mich im geringsten nicht. Einfalt und Reinigkeit der Sitten sind hier mehr zu Hause, als am Hofe. Ich werde mir daher nach meiner Pflicht die gute Meinung desselben, sorgfältig zu erhalten suchen. Uebrigens bitte ich Sie nochmahls, den Rath eines alten, treuen Freundes anzunehmen und sich nach dem Willen Ihrer gnädigen Frau Mutter zu fügen, die im Grunde doch wohl Recht haben mag, ob sie es gleich auf eine sehr kränkende Art geäußert hat für Ihren

Carl Hartenstein.

An den Herrn Magister Hartenstein.

Ich habe eine Entdeckung gemacht, bester Magister, die mir lieber ist, als ein Rittergut. Meine Cousine, das Fräulein von Waldburg ist ganz unschuldig, und sehr betrübt über diese verdrießlichen Irrungen. Mein kindischer Bruder Ernst hat sie veranlasset, und ein tückisches Kammerweib meiner Mutter unterhalten und vermehrt. Fräulein Clara eilt, ihre Freundinnen im Pfarrhause zu umarmen. Nun wissen Sie, daß nach den Sitten der feinen Welt eine junge Dame so weit, nicht allein und ohne den Schutz eines Ritters gehen kann; ich werde sie also begleiten. Fürchten Sie aber nicht, daß ich mich eindringen will. Nein — ich werde mich, so lange der Besuch dauert, auf die äußere Bank vor Ihrer Hausthür, bescheiden und demüthig niedersetzen, und mich mit den Blättern der Gemeindelinde und meinem guten Gewissen unterhalten. Und alle Hartherzigkeit, mit welcher Sie

mich dort sitzen lassen, soll nicht um den kleinsten Grad die Liebe und Achtung verringern, welche ewig für Sie hegen wird

Ihr ergebenster

Friedrich von Sander.

Es war also zwischen dem Fräulein Clara, und dem Baron zu einer Erklärung gekommen, welche die Unschuld des Fräuleins in das Licht setzte und zur Folge hatte, daß man nach einigen verdrießlichen Auftritten die gnädige Frau zu überzeugen suchte, daß ein so schnell abgebrochener Umgang mit dem Pfarrhause, allerdings höchstbeleidigend für dieses wäre, und zu höhnischen Anmerkungen unter dem Dorfpöbel Anlaß geben müßte.

Hartenstein hatte das letztere Billet durchgelesen und war durch seinen Inhalt ganz aus der Richtung gekommen. Er zog sich,

so geschwind er konnte, an, und gieng in die Wohnstube, um seinen Frauenzimmern den Besuch anzukündigen, damit sie sich ein wenig darauf vorbereiten könnten. Aber er erreichte die Thür nicht. Clärchen kam durch den Garten zu der hintern Thüre herein. Er mußte sie also empfangen und unangemeldet zu seiner Frau führen, die über diesen ganz unerwarteten Besuch nicht wenig betroffen war.

Der Empfang war von beyden Seiten sehr freundschaftlich. Clärchen wollte der Hartensteininn das erlittene Unrecht vergessen machen, und diese, die nichts von dem Briefwechsel ihres Mannes mit dem Baron wußte, hoffte das Fräulein von ihrer allerseitigen Unschuld zu überzeugen. Nach einigen Gesprächen kam die Rede auf Elisen. „Sie ist im Garten" sprach die Magisterinn. „Und wo haben Sie denn Ihren Begleiter gelassen?" fragte der Magister das Fräulein. „Er ist im Garten, und erwartet Ihre Einladung."

Hartenstein pfeilschnell zur Thür hinaus, um eine etwannige Unterhaltung des Barons mit Elisen zu verhindern. Aber er hätte früher kommen müssen. Die jungen Leute hatten sich gar bald gefunden. Er sahe sie in der Ferne stehen und ganz traulich mit einander reden. Elise schien freilich etwas ängstlich, aber sie hatte doch, wie sie nachher gestand, nicht über das Herz bringen können, den schönen Mann zu fliehen, der sich auch nicht eine Miene erlaubte, welche die feinste weibliche Delikatesse hätte beleidigen können. Hartenstein gieng ernsthaft und geschwind auf sie zu, und es hätte wohl eine kleine moralisirende Bemerkung fallen können, wenn nicht seine Frau und Clärchen ihm auf dem Fuße gefolgt wären. Hierdurch wurde die Unterhaltung mehr allgemein. Der Baron war überaus munter und gesprächig, und seine Munterkeit theilte sich bald den Andern mit. Nur Elise blieb immer ein wenig verlegen. Die Hartensteininn bat sie auf ein Butterbrod, sie ließen sich die Einladung

gefallen, und blieben bis an den Abend zusammen. Der Pastor hatte die meiste Sorge im Herzen, und tröstete sich mit der nahen Abreise des Kammerjunkers, und mit der zuvorkommenden Gefälligkeit, mit welcher Clärchen ihm begegnete.

Indessen übereilte sich der Baron gar nicht mit seiner Abreise, sondern nahm sich vor, die Zeit seines Urlaubes auszuhalten. Er wagte aber doch nicht mehr, ohne Clärchens Gesellschaft zu kommen, oder eine besondere Unterhaltung mit Elisen zu erschleichen, um dem Pastor keine Gelegenheit zu geben, ihm den Zutritt zu versagen.

An einem Nachmittage war Elise ausgegangen, um aus einem zur Pfarrey gehörigen, aber von dem Dorfe entlegenen Garten Gemüße und Obst einschaffen zu lassen. Hartenstein war auf ein benachbartes Dorf zu einer Kranken gerufen worden, und seine Frau war mit ihrem Knäblein allein zu Hause, als das Fräulein und der Baron von einem

Spa-

Spatziergange unangemeldet einsprachen. Das Wetter war schön, aber sehr schwül, und sie wollten sich in der kühlen Pfarrwohnung ein wenig erholen. Clärchen setzte sich an das Clavier, die Hartensteininn hörte zu, und der Baron that auch, als ob er zuhörte und bat um ein Concert nach dem andern, damit der Besuch verlängert würde, und Elise vielleicht zurück käm.

Auf ein Mahl erhob sich ein Sturm, der ein nahes Gewitter verkündigte. Die Hartensteininn wurde wegen ihres Mannes und Elisen ängstlich, zumal da diese keinen Zufluchtsort und ein Paar junge Mägde bei sich hatte, die sich bei Gewittern außerordentlich fürchteten. In dieser Verwirrung kam die eine, triefend von Schweiß, und keuchend mit ihrem Korbe nach Hause. „Daß Gott erbarm! Es donnert. Ach! die arme Mamsell. Daß Gott erbarm!“ Aber kein Zureden konnte sie bewegen, wieder hinaus und Elisen mit einem Regenschirme entgegen zu gehen.

Nun

Nun ließ sich der Baron nicht länger halten. Er sprang mit dem Regenschirme davon. Unterweges fieng es an, stark zu regnen, und das Gewitter kam immer näher. Elise war schlimm daran. Die andere Magd lief auch fort, und rieth ihr, ein Gleiches zu thun. In dem Garten war kein Obdach, nicht einmal eine Hütte, die sie einigermaßen vor dem Regenguße geschützt hätte. Aber sie faßte Muth, schloß bedachtsam den Garten zu, warf einen Blick voll rührender Andacht auf das fürchterlich prächtige Schauspiel der Natur, und gieng langsam fort. Sie kam nicht weiter, als auf den nächst gelegenen Gottesacker. Zum Glück war die Thür offen. Sie gieng hinein, setzte sich unter ein daselbst befindliches Obdach nieder, und erwartete mit einiger schaudernden Empfindung das Ende.

Der Baron lief sich fast außer Odem. Die andere Magd begegnete ihm, und sagte, die Mamsell wäre gleich hinter ihr.

Aber

Aber so sehr er lief und so weit er um sich sahe, so wurde er doch nichts von ihr gewahr, und seine Angst verdoppelte sich, da er die Gartenthüre verschlossen fand. Endlich da er traurig zurück gieng, fiel ihm die offene Thür des Gottesackers in die Augen. Er gieng hinein und erblickte Elisen auf ihrem traurigen Sitze. Gott sey Dank, daß ich sie wieder habe, dachte er, setzte sich neben sie, und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

Elise erschrack über seine Erscheinung. „Es ist mir unangenehm, Herr Baron" — „Sie hier, Elise? In so trauriger Gesellschaft, in so fürchterlichem Wetter, und doch so gelassen?" — „Man hat mir von Jugend auf alle unnütze Furcht abgewöhnt. Zudem überfiel mich das Wetter so schnell" — „Und doch freue ich mich, daß es Sie überfiel, und ich Sie hier allein sprechen kann." „Das muß ich gestehen! Um uns her Tod und Verwesung, über uns Don-

Donner und Platzregen — — Ich werde aber doch versuchen, ob ich nach Hause kommen kann.“ Sie stand auf. „Bleiben Sie, Elise, bleiben Sie. Ihr lieber Schwager gönnt mir ja ohnehin keine Minute, mich mit Ihnen zu unterhalten.“ „Sie bestätigen in diesem Augenblicke, daß er vollkommen Recht hat.“ „Nur noch ein Wort, Elise. Hier, wo alle Verstellung, und aller Unterschied der Stände aufhört, versichere ich Ihnen, daß ich Sie auf die rechtschaffenste Art, und einzig liebe. Meine Neigung ist nicht für den Hof und die große Welt. Ich werde mich in Grünthal niederlassen, um ein glücklicher Landmann zu werden. Und da wünsche ich mir eine Gefährdinn, die meine Geschäfte, Leiden und Freuden mit mir theilt. Wollen Sie mir diese werden?“ (bestürzt) „Lassen Sie uns gehen, Herr Baron. Der Abstand zwischen mir und Ihnen ist in aller Betrachtung zu groß.“ „O! wenn Sie keine andere Einwendung gegen mich haben

ben — diese ist gleich gehoben, und ich bin glücklich."

Sie standen auf, und versuchten fortzugehen. Der Weg war schlüpfrig. Der Baron unterstützte Elisen. Er sah sich noch ein Mal um, und rief aus: „ruhet sanft ihr guten Todten, und laßt die Lebendigen die Freuden des Lebens noch eine Weile genießen." Hier wagte er es, Elisen auf die Wange zu küssen.

Auf einmal kam sie von der Betäubung, in welche sie durch die gehäuften Zufälle gerathen war, zurück. Sie machte sich hastig aus seinen Armen los, und sagte mit einer Würde, welche selbst die Thränen, die ihr im Auge standen, nicht entstellen konnten: „das ist nicht edel, gnädiger Herr. Zu dergleichen Freiheiten habe ich Sie nie berechtiget."

Sie wollte allein fortlaufen, aber der Weg war so verdorben, daß sie gewiß niederge-

dergefallen wäre, wenn der Baron sie nicht geschwind in seine Arme gefaßt hätte. Er war nun eben so verwirrt, als sie, zumal da sie ihm durchaus nicht weiter erlauben wollte, sie zu führen. In diesem Augenblicke kam die Kutsche der gnädigen Frau geschwind auf sie zu gefahren. Elise wurde blaß. „Nun so mag sich Gott meiner erbarmen.“ Sie wollte nach ihrem vorigen Zufluchtsorte zurück gehen. Der Baron aber sah, daß der Wagen leer war, und suchte sie zu beruhigen. Ein Bedienter, welcher herabsprang, bedeutete ihn, daß sie ihn und das gnädige Fräulein hätten abhohlen sollen. Diese aber hätte befohlen, erst den gnädigen Herrn und die Mamsell nach der Pfarrwohnung zu bringen. Es kostete indessen viele Mühe, Elisen zu bereden, daß sie sich einsetzte. Tausend ängstliche Gedanken von der Ungnade der Frau geheimen Räthin, und die Furcht vor den Verweisen ihres Schwagers, bestürmten sie auf einmal. Endlich entschloß sie sich, und der

Kammer-

Kammerjunker und der Bediente hoben sie in den Wagen.

Fräulein Clara nahm den Augenblick Abschied — ernsthaft und kalt. Die allzuemsige Dienstfertigkeit des Barons hatte ihr gar nicht gefallen, und sie beorderte den Wagen, weniger um ihnen den Weg zu erleichtern, als ihre längere Unterhaltung zu verhindern. Unterweges war sie übellaunig, und der Baron um nichts ruhiger, denn er hatte Elisens Zutrauen so leichtsinnig verscherzt, und es mit Clärchen ebenfalls verdorben. Wie wollte er nun wieder in die Pfarrwohnung kommen! — —

Elise war erschöpft und krank. Doch wagte sie es nicht, ihrer Schwester des Barons Betragen zu vertrauen, weil sie wußte, daß sie vor ihrem Manne nichts verschwieg. Nur die Sorge, was der kleine und große Dorfpöbel aus diesem Auftritte machen würde, theilte sie ihr mit. Hartenstein kam spät und ermüdet nach

Hause. Heute erfuhr er also Elisens Abentheuer nicht. Die beiden Liebenden schliessen nicht. In ihren Seelen durchkreutzten sich zu vielerlei Gedanken.

Diese Begebenheit hatte indessen nicht so viel verdrießliche Folgen für Elisen, als sie sich vorstellte. Der Pastor konnte ihr, da er den Vorgang erfuhr, nichts zur Last legen, und der Beistand des jungen Herrn in einem so verlassenen Zustande verdiente eher Dank, als Zorn. Er wurde daher, als er sich des andern Tages nach ihrem Befinden erkundigte, sehr gut aufgenommen. Der Baron schloß daraus, daß Elise nichts von seiner besondern Unterhaltung mit ihr entdeckt hätte, und versprach sich alles Gute für seine Liebe. Auch die gnädige Frau würde ziemlich gleichgültig geblieben seyn, wenn die verläumderische Kammerfrau nicht aus der Erzählung des Bedienten eine Geschichte zusammengesetzt hätte, die Elisens Ehre zum großen

Nachtheil gereichte, und die geheime Räthin aufs neue gegen sie aufbrachte. Das Fräulein erhielt also Befehl, den Umgang mit der Bürgerfamilie noch mehr einzuschränken. Clärchen war zu gut, um den Befehl aus Rache zu befolgen, aber sie befolgte ihn doch nicht ungern, so lange noch der Urlaub des Barons dauerte, der in den nächsten acht Tagen zu Ende gieng.

Gern hätte der Baron noch einmahl allein mit Elisen gesprochen, aber es war unklug, die Gelegenheit dazu zu suchen, und die Wachsamkeit des Magisters vereitelte alle Erwartungen. So nahete der letzte Tag herbei, und da Hartensteins Caffee tranken, kam der Kammerjunker, um Abschied zu nehmen. Sein ernster und feierlicher Blick fiel zuerst auf Elisen. Diese ward feuerroth. Er war eilig. Noch hatte er nicht eingepackt. Vor Tages Anbruch ging es fort. Er machte immer Anstalten aufzubrechen, und blieb zwei Sei-

gerstunden. Immer näherte er sich dem Arbeitstischchen, an welchem Elise saß, betrachtete und nahm ihre Nätherei aus dem Nähkörbchen, machte zuletzt eine schnelle Bewegung, küßte ihr die Hand, und ihrer Schwester die Wangen, und gieng mit einem stotternden: „Leben Sie wohl. Denken Sie manchmal an mich.“ eilfertig fort, und der Pastor lief hinter ihm her.

Nach einigen flüchtigen Sätzen, die Hartenstein ihm nicht nachthun wollte, oder konnte, blieb er stehen, und sah sich noch einmahl nach dem alten Pfarrhause nm. „Sie eilen, rief ihm der Pastor zu, die ländlichen Scenen der Natur mit den künstlicheren der großen Welt zu vertauschen.“ „Sie scherzen — sprang er auf seinen lieben Hartenstein zu. Ich eile, um desto eher wieder zu kommen.“

Dieses leitete ein ernsthaftes Gespräch über die Vorzüge des Stadt- und Landlebens ein. Jeder hatte nach seinem Gesichts-

puncte

puncte recht. Der Baron schloß seine Vertheidigung des Landlebens also: „Da hingegen der Gutsbesitzer und der Pfarrer auf dem Lande, die dort die einzigen in ihrer Art sind, unzählig viel Gutes stiften können, wenn sie nur ernstlich wollen.“ „Ja — wenn sie wollen, Herr Baron.“ „Aber Sie lieber Magister, und ich — wir wollen gewiß. — — Künftiges Frühjahr verlasse ich den Hof und nehme dieses Gut in Besitz. Unter Ihrer Anleitung und in Ihrer Gesellschaft will ich alles um mich her glücklich machen. Eine Freundinn für mein Herz erhalte ich dann vielleicht auch aus Ihrer Hand.“

Er ließ dem Pastor nicht Zeit, zu antworten, umarmte, küßte und drückte ihn an sein Herz. — Fort war er, ohne sich umzusehen, und Hartenstein sah dem jungen Mann mit dem gefühlvollen, alles mit Liebe umfassendem Herzen, tief gerührt nach. Zum erstenmale stieg jetzt der Wunsch

in ihm auf, daß der Gedanke realisieret werden möchte, ohne daß die gewöhnlichen unangenehmen Folgen einer Mißheirath daraus entständen.

Sowohl auf dem Hofe, als bei Hartensteins, herrschte nach der Abreise des Barons eine Leere, die nichts auszufüllen vermochte. Besonders empfanden Clärchen und Elise, daß es nicht so war, als seit mehreren Wochen. Inzwischen diente seine Abwesenheit doch auch dazu, daß sich die guten Seelen einander wieder näherten. Fräulein Claren wurde der einförmige und pretiöse Umgang mit ihrer Tante zur Last. Sie sprach ihr immer von Hofton und von der Etikette unter Standespersonen vor, und suchte, weil sie Willens war, sich nach überstandener Trauerzeit wieder nach der Residenz zu wenden, das Fräulein durch ihre Lehren darauf vorzubereiten. Diese aber fand wenig Geschmack daran, besonders da sie die Abneigung des Barons gegen

gen den Hof und seine Vorliebe für das Landleben kannte. Es währte also kaum zwei Tage, so fieng sie an, sich nach dem angenehmen und zwanglosen Umgange in dem Pfarrhause, und besonders nach Elisen zu sehnen. Elise war eben so freundschaftlich gegen sie gesinnt, es konnte also nicht fehlen, bei dem nächsten Spatziergange suchten und — fanden sie einander.

Der Herbst war dießmal sehr unfreundlich. Ihm folgte ein noch traurigerer Winter. Clärchen und Elise waren aber immer vergnügt, tändelten, arbeiten, sangen und musicirten mit einander. So wurden die langen Winterabende auf der Pfarrwohnung verkürzt. Niemand hatte mehr Langeweile, als die gnädige Frau mit ihrer Kammerklätscherin, weil ihnen der Stoff zu ihrer Lieblingsbeschäftigung gebrach. Hierdurch sah sich die stolze Dame genöthiget, sich mit der Pfarrfamilie auszusöhnen. Ue-

berdieß wünschte sie, Hartensteinen zu bewegen, daß er ihrem Ernst täglich einige Lehrstunden geben möchte.

Der Kammerjunker hatte die Winterlustbarkeiten bei Hofe und in der Stadt bis zum Ekel genießen müssen. Mit vieler Mühe und durch mancherlei Canäle, hatte er seine Dimission erhalten. Doch war er gezwungen, den Charakter als wirklicher Kammerherr anzunehmen, und zu gewissen Zeiten bei Hofe zu erscheinen.

Mit dem Magister unterhielt er einen beständigen Briefwechsel. Gegen das Ende des Merzmonats lief ein Brief mit der Nachricht ein, daß er in vierzehn Tagen persönlich erscheinen, sein Gut in Besitz nehmen, und sich ganz zum Landmanne umschaffen werde. Dieß verursachte in dem ganzen Dorfe eine allgemeine Freude. Nur war der Grund dazu bei jedem verschieden. Die gnädige Frau freute sich, daß ihre Trauerzeit vorbei war, und sie nun wieder

in der großen Welt erscheinen konnte; der Pfarrer wünschte sich Glück zu einem edeldenkenden Patron und guten Gesellschafter, und die Unterthanen zu einem Gerichtsherrn, dessen allgemein bekannter rechtschaffener Charakter sie vor allen Bedrückungen sicherte.

Alles war nun beschäftiget, sich zu den bevorstehenden Festen vorzubereiten. Elise war wohl acht Tage lang auf dem Schlosse, um dem Fräulein ihren Putz in Ordnung bringen zu helfen, und Clärchen half zur Vergeltung wieder einige Tage in dem Pfarrhause. Zwei Tage vor der Ankunft des Barons saßen beide an Elisens Arbeitstischchen. Die Hartensteininn war außerhalb beschäftiget, und er saß weit von ihnen in einem Winkel, und schien sich in die Lectüre eines Buches verlohren zu haben, hörte aber doch, ungeachtet sie ziemlich leise redeten, folgendes Gespräch:

„Wir haben heute Briefe von dem Kammerherrn. Es bleibt dabei. Uebermor-

morgen wird er eintreffen.“ „So gebe ihm der Himmel eine glückliche Reise.“ „Er scheint sehr vergnügt zu seyn. Fast gar muthwillig.“ „Wie so?“ „Er schreibt, er würde einen guten Freund mitbringen, der so viel gute Eigenschaften besäße, die den Damen gefährlich wären — er hielte es also für Pflicht, mich zu warnen, damit ich in Zeiten die Wachen um mein Herz verdoppeln, und ihm den Sieg wenigstens schwer machen könnte.“ „Und wie heißt denn der gefährliche Mann?“ „Das ist eben ärgerlich. Er nennt ihn nicht.“ „Ha! er wird selbst der gute Freund seyn.“ „Nun das hätte er eben nicht nöthig. — Wäre auch sehr prahlerisch gesprochen. Aber ich fürchte“ — — „Nun — was fürchten Sie denn, gnädiges Fräulein?“ (hastig.) „Daß mir der Baron eine Puppe mitbringt, mit der ich spielen soll, damit ich ihm ein anderes Spiel nicht verderbe.“ — (betroffen) „Ich verstehe Sie nicht, gnädiges Fräulein.“ (vertraulich.)

„Herzens-

„Herzenskind, du verstehst mich, und wenn du deine Freundinn noch zehnmal gnädiges Fräulein nennst. Aber im Ernst Elise. Sie können sich darauf verlassen, ich werde mir keine Mühe um den Baron geben. Ueberhaupt war es mehr ein Einfall seiner Mutter“ — —

Elisens Verlegenheit stieg sichtbar mit jedem Worte. Sie wollte das Gespräch unterbrechen, stand auf, zog ihr Arbeitskörbchen an sich, und that, als ob sie etwas sehr emsig suchte. Fräulein Clara verstand es, und schwieg. Sie wollte aber Elisen doch gern wieder in Fassung bringen, machte sich selbst mit über das Körbchen her, und half suchen. „Eine mächtige Unordnung in dem Körbchen! da müssen Sie ja in Jahr und Tag nicht aufgeräumt haben. Kommen Sie, wir wollen es ein wenig in Ordnung bringen, weil wir Zeit haben.“ Und damit schüttete sie den ganzen Kram auf dem Tische aus. Aber

wie

wie groß war ihr Erstaunen, als ein Brief heraus fiel, der von des Barons Hand an Elisen überschrieben, und mit seinem Wappen versiegelt war. Clärchen nahm ihn, überreichte ihn ihrer Freundinn, und sprach etwas bitter: „So, so? Das war's also, was Sie so eifrig suchten. Um Verzeihung, daß ich so voreilig war, und daß mein Besuch Sie vielleicht an der angenehmen Lectüre verhindert hat.“

Elise stand wie betäubt da, und Hartenstein hielt es nun für Zeit, aus seinem Winkel hervorzutreten, und die Sache zu untersuchen. „Ei, ei Mamsell Schwägerinn! Ein heimlicher Briefwechsel?“

Elisens klägliche Figur hatte völlig das Ansehen einer ertappten Verbrecherinn. Endlich erleichterte ein wohlthätiger Thränenguß ihr Herz, und schluchzend sprach sie: „ich weiß von nichts, lieber Herr Schwager. Das gnädige Fräulein treibt seinen Scherz mit mir.“

Dieser Vorwurf verwundete das gute Herz des Fräuleins. Bis zu Thränen empfindlich sprach sie: „und solche Bosheit können Sie mir zutrauen, liebe Freundinn? — Gewiß lag der Brief hier im Körbchen. Wo er aber herkommt — —“

Es war gut, daß in diesem Augenblicke die Hartensteinin herein trat. Sie bat ihren Mann, die Sache gelassen zu untersuchen, da sie von der Unschuld ihrer Schwester gewiß überzeugt wäre. Die Sache lag auch am Tage, denn hätte Elise Geheimnisse gehabt, so würde sie sie ohne Zweifel besser verwahret haben.

Der Brief wurde nun genau besehen. Er schien nicht von heute und gestern zu seyn, wie das Papier und die Schrift zeigte, doch war er fest und ordentlich versiegelt. Man kam endlich doch auf die wahrscheinliche Vermuthung, daß der Baron diesen Brief beim Abschiede zurückgelassen hätte, in der guten Hoffnung, daß ihn Elise

finden

finden würde. Hartenstein nahm ihn in Beschlag, und beschloß, ihn uneröffnet zurückzugeben. Clärchen nahm Abschied, und bat Elisen, sie zu begleiten. Auf diesem Gange ward manches abgehandelt, und es that beiden Leid, daß der Brief in unrechte Hände gerathen war, weil sie gar zu gern den Inhalt desselben gewußt hätten. Inzwischen war die Sache nicht zu ändern, und die Freundschaft der jungen Frauenzimmer litte vor der Hand nichts durch diese Begebenheit.

Wir übergehen die Feierlichkeiten, Feste und andern Kleinigkeiten, die durch des Barons Ankunft und die Uebernahme seines väterlichen Gutes veranlasset wurden, und bemerken nur, daß er wirklich einen artigen Hofcavalier, den Herrn von Stellewitz mitgebracht hatte, der ganz Weltmann war, die besten Aussichten auf eine der einträglichsten Hofchargen hatte, und eine reiche Frau suchte, um sein Glück vollkom-

men zu gründen. Dieser ward sogleich der Liebling der Frau geheimen Räthin, die herzlich froh war, nach einem so langen und so peinlichem Aufenthalte auf dem Lande, wieder ein vernünftiges Geschöpf von galanten Sitten und stiftsfähigem Adel um sich zu sehen. Auch Fräulein Clara fand bald Geschmack an seiner Gesellschaft, weil er ihr mit allen möglichen Süßigkeiten zuvor kam, und sich ganz auf die Eroberung weiblicher Herzen verstand, da sich hingegen ihr Vetter so kalt und trocken gegen sie bezeigt hatte. So vergiengen vierzehn Tage in steten Zerstreuungen, ohne daß irgend etwas erhebliches vorgefallen wäre. Hartenstein fand nicht für gut, etwas von dem Briefe zu erwähnen, weil er glaubte, der Baron würde seine flüchtige Neigung zu Elisen in dem Gewühle der Hofbelustigungen vergessen haben, und er ihn immer so vergnügt und heiter sahe. Das hatte aber eine ganz andere Ursache. Er glaubte nehmlich, in Elisens Blicken zu

lesen,

lesen, daß sie seinen Brief gefunden, und niemand weiter Wissenschaft davon hätte. Der Brief selbst war folgenden Inhaltes:

„Gern, gar zu gern, meine theuerste Elise, hätte ich Sie vor meiner Abreise noch auf einige Minuten sprechen mögen, aber es schien den Wünschen Ihres Herrn Schwagers entgegen zu seyn, der mir viel zu ehrwürdig ist, als daß ich ihn zu einer Zeit für die Begünstigung meiner Absichten hätte zu gewinnen suchen sollen, wo ihn die Umstände so sehr berechtigten, meine Neigung zu Ihnen für die Folge meiner hiesigen Geschäftslosigkeit, und für Täuschung meines eigenen Herzens zu halten. Ihnen aber will und darf ich die Versicherung wiederholen, daß ich Sie auf die reinste und unschuldigste Art liebe. Doch Sie meinten, unser Stand entferne uns von einander. Wohlan, ich bringe Ihnen und dem Vorurtheile ein Opfer. Es ist das letzte, das ich ihm in

Rücksicht auf meine Liebe bringe. Sechs lange Monate gehe ich wieder an den Hof. Finde ich dort eine weibliche Seele, die mit meiner Neigung zum ländlichen Leben, und zu stillen häuslichen Freuden sympathisirt, so vergeben Sie mir, daß ich nicht besser über meine Worte wachte, als über mein Herz, und schreiben Sie, wenn ich Ihnen nicht gleichgültig war, meine unfreiwillige Veränderung, auf Rechnung Ihrer eigenen Anspruchslosigkeit. Nach Verlauf dieser Zeit soll mich aber nichts abhalten, meinen längst entworfenen Lebensplan zu verfolgen. Das Vaterland verliehrt weit weniger, wenn ich ihm in der kleinen Sphäre eines guten Bürgers und Hausvaters nützlich bin, als wenn ich ihm in der Würde eines schlechten Ministers diene. Und meine kleine väterliche Herrschaft begreift Pflichten genug, die ich erfüllen, und Menschen genug, die ich glücklich machen kann.

Leben Sie wohl, bis auf Wiedersehen, liebenswürdige beste Elise.

Friedrich von Sander.

Nachdem die Feste und zahlreichen Gesellschaften vorüber waren, so fieng jedes an, wieder über seine eigenen Angelegenheiten und Entwürfe nachzudenken. Die gnädige Frau machte ernstliche Anstalten zu ihrem Aufenthalte in der Stadt und am Hofe. Fräulein Clara und ihr jüngster Sohn sollten sie begleiten. Der Kammerherr richtete sich ganz zum Landwirth ein. Seine Liebe zu Elisen war noch dieselbe. Nur wollte es ihm nicht gelingen, sie allein zu sprechen. Und er wünschte doch erst gewisse Ueberzeugung von ihrer Gegenliebe zu haben, ehe er einen Schritt weiter in dieser Angelegenheit that. Hartenstein beobachtete alle Blicke und fürchtete sich vor der Zukunft. Der Gedanke, Elisen zu verheirathen erwachte in ihm von neuem, und stärker, zumahl da der Prediger F. seine Anträge in

allem Ernst erneuert hatte. Elise aber wollte von einem Manne, der ihre Weiblichkeit so empfindlich beleidigt hatte, durchaus nichts wissen.

Eines Tages speißten die gnädige Frau, Fräulein Clara, Herr voll Stellewitz und der Kammerherr zusammen. Dieser scherzte mit jenem über eine Dame am Hofe, bei welcher Stellewitz den Liebhaber gemacht hatte. Dem Herrn von Stellewitz mochte das in Gegenwart des Fräuleins doch unangenehm seyn. Indessen benahm er sich wie ein ganzer Hofmann, und sagte ganz trocken: „Ich habe Briefe. Unsere Damen sind sehr verlegen, daß ihnen eine so wichtige Eroberung entgangen ist, daß sie der so beliebte Herr von Sander seinen ländlichen Schönheiten zu gefallen, so unbarmherzig hat verlassen können.“ „Die ländlichen Schönheiten sind dauerhafter, mein lieber Freund.“ „Sie haben doch auch ihren Winter —“ „O! mit Geschäften und

guter Gesellschaft kann man sich den traurigsten Winter angenehm machen.“ „Zumahl wenn die Pfarreyen in aller Betrachtung so gut besetzt sind!“ Die gnädige Frau runzelte die Stirn. „Ich will nicht hoffen, mein Sohn, daß Du Dich auch bei Hofe schon mit dem Pfarrmädchen blamirt hast?“ „Unterthänig um Verzeihung, Ihro Exellenz. So etwas macht keine Blame für einen Cavalier, und zum Spaß ist so ein artig Pfarrmädchen auch nicht zu verachten.“ „Sie werden beleidigend, Stellewitz, denn abgerechnet, daß Sie mir ein finsteres Gesicht von meiner Mutter zuziehen, so setzen Sie auch eine Person herunter, die Sie gar nicht kennen, und die für Ihres Gleichen zum Spaß und Ernst zu gut ist. Das Pfarrmädchen, weil sie doch einmahl so heißen soll, hat alle Eigenschaften — —“

Und hier hielt er Elisen mit so warmen Herzen eine Lobrede, daß auch Fräulein Clara ihr Gesicht etwas verzog. (Stellewitz

lachend) „In allem Ernst, liebster Freund, ein neues Romänchen? Hab' nichts dawider.“ (Clärchen beißend) „Gewiß Herr Stallmeister. Es fehlt nur an einer bessern Einrichtung des Briefwechsels, damit die Billets Doux nicht in unrechte Hände kommen.“

Fräulein Clara hatte kaum diese unglücklichen Worte ausgesprochen, und die Wirkung derselben in der aufgebrachten Miene der gnädigen Frau und in der Bestürzung des Barons wahrgenommen, als sie herzlich bedauerte, daß sie sich durch einen Anfall kleinlicher Rache und Eifersucht hatte verleiten lassen, ihr bisheriges kluges Stillschweigen zu brechen. Die gnädige Frau stand eilends auf und hieß dem Fräulein, ihr zu folgen. Die beiden Herren giengen auch fort, jeder einen andern Weg, und alle waren höchst mißvergnügt Niemand aber mehr, als Clärchen. Sie mußte ein scharfes Verhör aushalten, erzählte Alles nach der Wahrheit, und vergaß nicht

Elisens Unschuld dabei in das Licht zu setzen. Aber die Rache gegen das Mädchen, und der Haß gegen die bürgerliche Denkungsart ihres Sohnes, gieng bei der gnädigen Frau so weit, daß sie fest beschloß, Elisen, es möchte kosten was es wolle, zu entfernen.

Der Kammerherr war nicht weniger verlegen. Er konnte nicht recht glauben, daß Elise das Fräulein zu ihrer Vertrautinn gemacht haben sollte, und wenn dieß wäre, so schien ihm Clärchen sehr verachtungswürdig. Sprechen konnte er sie nicht, weil er mit dem frühen Morgen eine Reise vorhatte, die wegen des Ankaufes eines Grundstückes nicht verschoben werden konnte, da ihm aber Hartenstein versprochen hatte, ihn auf dieser Reise zu begleiten, so beschloß er, mit diesem aus dem Herzen zu reden, besonders, da er sich bewußt war, daß der Brief nichts unanständiges, oder beleidigendes für irgend jemand enthielt.

Die gnädige Frau hatte inzwischen schon Abends und früh mit ihrer getreuen Magdalene Berathschlagungen gehalten. Das Weib war äußerst verschmitzt und eine erklärte Feindinn des Pfarrhauses, weil man ihr dort nicht Ehre genug erwieß. Sie hatte Entwürfe in Menge, die mit unter abentheuerlich und romantisch genug waren. Zuletzt blieb man bei zwey Vorschlägen stehen. Ein mahl, daß man Elisen aus dem Dorfe entfernen, und dann, daß man sie dem jungen Herrn verdächtig und verhaßt machen wollte. Den ersten hofte die gnädige Frau, den andern Magdalene durchzusetzen.

Der Baron war kaum fort, so wurde die Hartensteininn, mit ihrer Schwester auf das Schloß gebeten, um bei Verfertigung einiger feinen Arbeiten mit zu helfen. Die gnädige Frau war ungemein herablassend, lobte besonders Elisens Geschicklichkeit, und that zuletzt den Antrag an ihre Schwester,

 daß

daß sie die Güte haben möchte, Elisen ihr auf einige Zeit zu überlassen. Er wurde angenommen, jedoch unter der Bedingung, daß ihr Mann mit dieser Einwilligung zufrieden wäre.

Elise mußte länger bleiben, weil die Hartensteininn sehr zeitig ab- und nach Hause gerufen wurde. Clärchen wollte Elisen begleiten, aber es wurde nicht erlaubt, da sich der Stallmeister dazu erbot. Elise wollte durchaus allein gehen, und verbat sich seine Begleitung; aber die gnädige Frau fand ihre Weigerung halb beleidigend, und halb lächerlich; sie war also gezwungen, mit dem Cavalier zu gehen.

Der folgende Tag wurde ebenfalls mit weiblichen Arbeiten zugebracht. Clärchen konnte keine Minute gewinnen, mit ihrer Freundinn zu sprechen, so sehr sie auch darnach verlangte, und zur Begleitung wurde abermahls der Herr von Stellewitz ausersehen. Elise weigerte sich dießmal weniger,

theils um sich keinen neuen Spöttereyen auszusetzen, theils weil er sich gestern so bescheiden und artig aufgeführt hatte. Allein dießmahl ward er dreister. Er faßte ihre Hand in die seinigen und küßte sie. Sie ließ ihn ihre Empfindlichkeit darüber merken, und suchte sich loszuwinden, aber er hielt ihre Hand fest. Sie giengen eben bei einem Bauernhofe vorüber, wo Leute versammelt waren, sie mochte also durch ihr vermehrtes Sträuben nicht die Aufmerksamkeit der Leute erregen, sondern verdoppelte blos ihre Schritte, um nach Hause zu kommen. In einer kleinen Entfernung von ihrer Wohnung wurde er aber so erhitzt, daß er seinen Arm um sie schlang, und sie feurig küßte. Elise war über diese ganz unerwartete Begegnung so erschrocken, daß sie kein Wort reden konnte, sondern den Frechen mit allen Kräften der beleidigten Unschuld von sich stieß, sich von ihm loß riß, schnell nach der Gartenthür sprang, und sie hinter sich ver-

riegelte. Voller Grimm und Aerger kehrte der verschmähete Liebhaber zurück.

Das gekränkte Mädchen wollte nun ihrem Schmerz an dem Busen ihrer lieben treuen Schwester Luft machen, aber sie fand diese selbst in Thränen an dem Bettchen ihres Kindes, das gegen Mittag kränker geworden war. Sie unterdrückte also ihre eigenen Empfindungen und tröstete ihre Schwester. Des andern Morgens hatte es sich gebessert, und Caroline hieß Elisen wieder auf das Schloß gehen, um die angefangene Arbeit zu vollenden, weil gegen Abend die Reisenden zurückkämen. Aber da schüttete Elise ihr Herz aus und erklärte gerade zu, daß sie ohne Carolinens Gesellschaft keine Minute mehr in dem Schlosse zubringen würde. Diese erstaunte über den Vorgang, und mußte ihrer Schwester Recht geben, wiewohl sie voraus sahe, daß man sich die Ungnade der Frau geheimen Räthin aufs neue zuziehen würde. Es wurde also

beschlos-

beschlossen, den Vorwand von der Krankheit des Kindes herzunehmen, und die gnädige Frau bitten zu lassen, Elisen die Arbeit in das Haus zu schicken, weil sie ihre Schwester nicht füglich verlassen könnte. Allein diese Entschuldigung wurde nicht angenommen. Die Kammerfrau kam selbst, um sich nach dem Befinden des Kindes zu erkundigen und fand es freilich ganz ruhig schlafen. Sie äußerte deswegen ihre Verwunderung, wie Elise verlangen könnte, dergleichen Arbeit — es war die Garnirung eines Galakleides — die noch dazu bald vollendet wäre, in ein fremdes Haus zu schicken. Kurz, die Hartensteininn sahe die Wichtigkeit der Sache ein, und das gutherzige Mädchen ließ sich von ihr bereden, um allen Verdruß zu vermeiden, mit Magdalenen fortzugehen. „Aber Du kommst doch gewiß nach, Carolinchen?“ „Ganz gewiß, Elise. Verlaß Dich drauf!“

Auf der Hälfte des Weges kam ihnen der Herr Stallmeister entgegen, bot Elisen

ganz

ganz unbefangen einen guten Morgen, und schloß sich als Begleiter an. Elise erwiederte den Gruß und er ermangelte nicht, ihr sogleich einige Spöttereien über ihre Sprödigkeit zu sagen, worüber die Kammerfrau höhnisch lachte. Gekränkt und gereizt zugleich brach endlich Elise aus: „ich weiß nicht Herr Stallmeister was Sie zu solchen Grobheiten gegen mich berechtiget. Sie Ihnen zurückzugeben, halte ich, auch ohne die besondere Rücksicht auf mein Geschlecht, meiner für unwürdig. Fahren Sie aber gleichwohl in diesem Tone fort, so sehe ich mich genöthiget, umzukehren, oder mich in das nächste beste Haus zu flüchten.“ „Vergeben Sie einen kleinen Scherz, Mamsell, den ich wieder gut zu machen wissen werde.“ Er drängte sich neben ihr hin nach dem Schlosse zu; ein alter Bedienter des Kammerherrn, stand an der Thür, stellte Betrachtungen über das, was er gesehen und halb gehört hatte, an, ergänzte das fehlende, und vereinigte es, so gut er konnte,

zu einem für Elisen nicht eben sehr vortheilhaften Ganzen.

Das arme Mächen trat erhitzt in das Zimmer der gnädigen Frau. Ein Blick auf ihre Getreue und ein bedeutendes Nicken Magdalenens machte, daß sie Elisens Verlegenheit nicht zu bemerken schien, sondern die Arbeit wurde so gleich angefangen, nachdem die Entschuldigung der anfänglichen Weigerung, auf das Schloß zu kommen, gemacht worden war.

Ueber Tische äußerte der Stallmeister, er wolle den Reisenden entgegenreiten. Elisen war das eine freudige Nachricht. Sie eilte mit ihrer Arbeit fertig zu werden, um so bald als möglich, nach Hause zu kommen. Fräulein Clara suchte sie abermahls zu sprechen, aber vergebens. Doch gelang es ihr bei dem Abschiede, Elisen ein Billet in die Hand zu drücken. Diese hüpfte fröhlich fort, und hoffte, nun eine lange Zeit von den unerträglichen Launen der Frau geheimen Räthin

thin befreit zu bleiben. Sie bog eben einen Seitenweg ein, als Stellewitz ihr zu Pferde entgegen kam. Er hatte den alten Bedienten mit genommen, sprang, wie er sie erblickte, herunter, gab diesem das Pferd und sagte: „ei! mein schönes Kind, da sind Sie ja schon. Das heiß' ich doch pünctlich Wort gehalten.“

Das erschrockne Mädchen wußte gar nicht, wie ihr geschah. Stellewitz führte sie fort. Der Bediente aber kam ihnen nachgesprengt und rief: „Sie kommen, sie kommen — der gnädige Herr kommt.“ Stellewitz verließ seine Beute, und gieng den Reisenden entgegen, die aber noch zeitig genug ankamen, um Elisen in vollem Springen fortlaufen zu sehen. Der Wagen hielt. „Was giebts da?“ schrie der Baron. „War das meine Schwägerinn?“ fragte Hartenstein. Stellewitz schwang sich auf das Pferd. „Ich will Ihre Ankunft melden“ sagte er, und sprengte davon. Der Baron befahl seinem Bedienten, zu warten.

„War das meine Schwägerinn Dornmann?“ fragte Hartenstein nochmahls. „Ja Ihro Wohlehrwürden.“ „Wie kam der Stallmeister hieher?“ fragte der Kammerherr. „Wie mirs schien, hatten sie sich bestellt, gnädiger Herr. Die Mamsell war auf dem Schlosse gewesen, und der gnädige Herr Stallmeister sollte sie nach Hause begleiten.“

Der Magister glühete vor Zorn, und der Baron erblaßte vor Aerger. „Fahr zu Christoph“ schrie er, und so gieng es in vollem Gallop nach dem Schlosse zu.

Der Kammerherr und der Magister waren eben in einem sehr interessanten Gespräch auf ihrer Nachhausereise begriffen. Hartenstein nehmlich hatte nach einigen kleinen Umschweifen dem Baron die List, die er gebraucht hatte, einen Brief an Elisen zu bringen, freundschaftlich verwiesen, und ihm denselben zu seinem nicht geringen Erstaunen uneröffnet zurückgegeben. Dieser riß ihn

auf, und nöthigte den Magister, ihn zu lesen. Hiernächst entspann sich ein Gespräch über die Mißheirathen, die Hartenstein durchaus verwarf. Nach vielem Hin- und Wiederreden, nach allen erschöpften Gründen und Vorstellungen brachte es der Kammerherr endlich so weit, daß Hartenstein ihm versprach, Elisen binnen Jahresfrist nicht zu verheirathen, und wenn er dann die Einwilligung seiner Familie erhalten könnte, ihm die seinige auch nicht zu verweigern. Der Baron war glücklich. Im Gefühl seines Glückes gab er dem Magister die Hand und drückte sie, wie man sie seinem Herzensfreunde zu drücken pflegt — und in diesem Augenblicke sahen sie Stellewitz und Elisen — —

Auf dem Schloßhofe stiegen beide aus. „Wollen Sie nicht bei meiner Mutter ansprechen?“ „Sie werden mich dießmal entschuldigen, gnädiger Herr.“ Und so verschwand er.

Der

Der Baron eilte zu seiner Mutter, und stattete ihr einen kurzen Bericht von seiner Reise ab. Fräulein Clara bemerkte er nur mit einem flüchtigen Complimente, gab eine gewaltige Ermüdung vor, und gieng auf sein Zimmer, wohin er seinen treuen Dornmann bestellt hatte. Diesen fragte er auf sein Gewissen aus, und da er alles nach dem Augenscheine und nach einigen boshaften Winken, welche die Kammerfrau hatte fallen lassen, erzählte, so wurde Elise ungehört verdammt, so wehe es auch seinem Herzen that. Er beschloß, alles in sich zu vergraben, und meinte, wenn Elise, wie sich nicht anders denken lasse, dem Stallmeister willig Gehör gegeben habe, so könne er diesen nicht zur Rede setzen und Elise sei seines Zorns nicht einmahl werth.

Elise hieng in sprachlosem Jammer an dem Arme ihrer Schwester, die sich die Ursache ihres trostlosen Zustandes gar nicht zu erklären wußte, als Hartenstein aufgebracht

zur Thür hereintrat. „Ha! Mamsell Schwägerinn. Eine vereitelte Hoffnung! — Eine entdeckte Heuchlerinn.“ Elise machte sich von ihrer Schwester los, schlug die Hände zusammen, und sagte mit äußerster Bewegung: „Gott im Himmel! Wie weit kann es die Bosheit der Menschen treiben. Und Sie, lieber Schwager — mich ohne alle Ursache zu verdammen, mich so unedel zu behandeln — das kann ich nicht ertragen!“

Hiemit wankte sie zur Stube hinaus, warf sich in Kleidern auf ihr Bette, und nagender Kummer und das schreckliche Gefühl unverdienter Mißhandlungen kämpften um die Zerrüttung ihrer Maschiene.

Den Magister verdroß dieser Trotz, wie er es nannte, auf das höchste. Caroline weinte, ohne die wahre Ursache dieses Auftrittes zu wissen. Er kümmerte sich aber nicht um ihre Thränen, sondern gieng auf seine Stube, und überließ sich seinem Unwil-

willen. Caroline hingegen suchte ihre Schwester auf, und fand sie so entkräftet, daß sie nichts zusammenhängendes aus ihren Reden herausbringen konnte.

Noch denselben Abend kam es zwischen den beiden Eheleuten zur Sprache. Er schüttelte den Kopf gewaltig über die Erzählung seiner Frau. Indessen mußte man doch mit Elisen sprechen, und weil man sie nicht im Schlafe stöhren wollte, so wurde die Unterredung bis morgen früh ausgesetzt. Allein sie hatte eine sehr üble Nacht gehabt, und alle Umstände verriethen ein heftiges Fieber. Caroline war trostlos, und ihr Mann schickte in aller Eil seine Kutsche fort, um den Arzt hohlen zu lassen.

Caroline wollte eben Elisens Kleider aufheben, und griff aus Vorsorge erst in die Taschen. Hier fand sie ein zusammengeknüpftes Brieflein, das sie uneröffnet ihrem Manne brachte, der es begierig aufriß,

um vielleicht einigen Aufschluß über die Geschichte zu finden. Es war das Billet von Fräulein Claren, sehr flüchtig geschrieben, und folgenden Inhaltes:

„Könnte ich Sie, liebste Elise, doch nur zwei Minuten allein sprechen. Aber man sucht es sorgfältig zu verhindern. Es werden infame Cabalen gegen Sie geschmiedet. Seyn Sie ja vorsichtig. Ich bin sehr um Sie besorgt, und herzlich böse auf mich, daß ich vielleicht auf mehr, als Eine Art — — —

Hier schien sie gestört worden zu seyn. Auch war das Blättchen nur mit Bleistift geschrieben.

Der Pastor erstaunte über dieses geheimnißvolle Billet, das, wenn es seine Neugierde auch nicht ganz befriedigte, ihm doch ein deutlicher Beweiß von Elisens Unschuld war. Er bedauerte sein hitziges Betragen gegen sie, gieng zu ihr, sprach ihr

freundlich zu und suchte sie durch die Versicherung zu trösten, daß er sie für unschuldig hielt. Aber sie war äußerst betrübt, beschuldigte die gnädige Frau und Magdalenen gerade zu, daß sie die Absicht hätten, sie zu beschimpfen und um ihren guten Namen zu bringen, behauptete, daß sich der Stallmeister von ihnen als Werkzeug gebrauchen ließ, und seufzte mit schwacher Stimme: „was hilft mir nun alles Gefühl von Unschuld und Tugend, wenn gerade die Personen, an deren Werthschätzung mir etwas liegt, übel von mir denken müssen?“

Hartenstein versprach ihr, alles genau zu untersuchen und ihre Unschuld an das Licht zu bringen; aber das kurze Gespräch hatte sie so angegriffen, daß der Doctor Behr bei seiner Ankunft eine sehr bedenkliche Miene machte, und auf das schärfste verbot, die Kranke zu beunruhigen. Neun Tage war sie in Todesgefahr an einem hef-

tigen Nervenfieber. Dann erst stellten sich Kennzeichen von einer möglichen Genesung ein. Für Carolinen eine schrecklichere Zeit, als für Elisen selbst.

Der Kammerherr war in aller Frühe abgereißt, um bei einem benachbarten Edelmanne seinen Mißmuth zu zerstreuen, hatte aber ein Billet an den Herrn von Stellewitz zurückgelassen, in welchem er von ihm einen Aufschluß wegen seines gestrigen Rendesvous verlangte, und folgendermaßen schloß:

„Nicht als ob ich ein ganz entschiedenes Interesse bei dieser Begebenheit hätte. Aber ich will wissen, wie es möglich war, daß ein Frauenzimmer, welches nie den geringsten Schein von Leichtsinn und Koketterie zeigte, sich so leicht und plötzlich vergessen konnte.“ Ihre Antwort bitte ich mir nach Meyenheim zu senden, wo ich heute und morgen bleiben werde.

F. von Sander.

Der Schluß sahe einer Drohung nicht unähnlich, und Stellewitz erschrack nicht wenig darüber. Er kannte Sandern. Er war nicht leicht zum Zorn zu bringen, aber wenn er einmal zürnte, und einen Buben vor sich hatte, so war er im Stande, ihn zu zermalmen. Das Gewissen schlug ihm. Er wollte zu der gnädigen Frau gehen, ihr die Folgen ihrer Intrigue vorstellen, und sich die versprochene Belohnung ausbitten, die in nichts geringerem, als Clärchens Besitze bestand. Zugleich aber wünschte er auch, schleunigst von Clärchen die Versicherung zu hören, daß sie die Seinige werden wolle, um abzureisen, ehe sein beleidigter Freund zurück käm.

Die gnädige Frau war diesen Morgen ungemein vergnügt. Sie hatte ihren Zweck erreicht, und ihr Sohn ließ viel Gleichgültigkeit blicken, da sie ihm bei dem Abschiede den Plan mittheilte, Elisen, die so viel Geschicklichkeit und Geschmack an sei-

ner Arbeit zeigte, mit nach der Residenz zu nehmen. Doch die Freude währte nicht lange. Magdalene stürzte mit verstörtem Gesichte in das Zimmer und meldete, daß Hartensteins Kutsche in vollem Jagen nach der Stadt gefahren wäre, um den Doctor zu hohlen. Die Mamsell wäre tödtlich krank, und man zweifelte, daß sie den Abend erleben würde. Die gnädige Frau erblaßte vor Schrecken, und Stellewitz, der sich unangemeldet mit großen Erwartungen einfand, ward mit dem bittern Vorwurfe empfangen: „um Gotteswillen, Stellewitz, was haben Sie mit dem Mädchen gemacht. Sie will sterben. Das war mein Wille nicht“ — — „Ich habe nichts gethan, als was mir Ihro Excellenz befohlen haben, und bitte mir nun die versprochene Belohnung unterthänig aus.“

Um die Verwirrung noch größer zu machen, kam Fräulein Clara ängstlich gelaufen und hörte diese Rede mit an. Sie

rang ihre Hände, mit sichtbarer Angst, und schrie schluchzend: „ach! gnädige Tante, was ist meiner Elise widerfahren. Sie war gestern frisch und gesund. Erlauben Sie mir, sie gleich zu besuchen." „Nein Clärchen, Sie könnten erschrecken und selbst krank werden. Ich will Magdalenen schicken." Indem kam der Magister, welchen der Bediente anmeldete und sogleich hereinführte. Die gnädige Frau stand wie versteinert an ihrem Sopha. Magdalene zog sich nach dem Ofen zu. Der Stallmeister flüchtete sich neben die gnädige Frau, aber Fräulein Clara lief mit thränenden Augen auf ihn zu, und faßte seine beiden Hände. „Ach! bester Magister, was macht meine gute, meine theure, liebe Elise?" „Es steht schlecht um Elisen, gnädiges Fräulein. Und ich komme, einigen Aufschluß über das zu suchen, was man gestern mit ihr vorgenommen hat. Ihr Leben ist in Gefahr — und gestern ist sie gleichwohl munter und gesund hier weggegangen."

Hier sah er der gnädigen Frau starr in das Gesicht. Diese aber rufte ihren ganzen Stolz zurück, und erwiederte dem Magister, der so mit ihr zu sprechen wagte: „ich hoffe nicht, daß Sie mich deswegen zur Rede setzen wollen, Herr Pastor?“

Hartenstein hatte sich freilich vorgenommen, gelassen zu bleiben, aber weder sein Temperament, noch die Lage der Sachen erlaubten ihm, seinen guten Vorsatz auszuführen. „Ich habe alle Achtung für Ihren Stand und Ihre Geburt, gnädige Frau, aber glauben Sie nur auch, daß ein gutes, tugendhaftes Mädchen von bürgerlicher Herkunft, ihren Anverwandten so lieb ist, wie dem Könige sein Kronprinz. Auch ist es ganz unverzeihlich, mit dem guten Namen eines Mädchens sein Spiel zu treiben.“ Die gnädige Frau wollte eine hitzige Antwort geben, aber er ließ sie nicht zum Worte kommen, sondern wandte sich an Stellewitz. „Von Ihnen, Herr Stall-

meister, will ich wissen, ob Ihre gestrige Zusammenkunft mit meiner Schwägerinn von ungefähr, oder verabredet geschehen ist?" Stellewitz lächelte tückisch. „Ei, ei Herr Pastor! mit allem Respect gegen ihren schwarzen Rock. Es würde ja die größte Indiscretion gegen ein so charmantes Kind seyn, wenn ich Ihre Frage beantworten wollte." „Herr Stallmeister, mein Rock bedeckt einen ehrlichen Mann, der Herzhaftigkeit genug hat, einen Verführer zu entlarven, und wenn er hundert Ahnen hätte." „Werden Sie nicht beleidigend. Sie haben einen Cavalier vor sich, der tausend Mittel in Händen hat, eine Beschimpfung zu rächen, wenn er sich gleich seines Standes wegen nicht in ein Duell mit Ihnen einlassen kann." „Hiervon ist jetzt die Rede nicht. Ich verlange Antwort auf meine Fragen."

Stellewitz ward inne, daß selbst der ränkevollste Hofmann es gegen einen gera-

den und rechtschaffenen Mann nicht aushalten könne, wenn dieser ihm persönlich gegenübersteht, und Muth genug besitzt, um der Wahrheit und des Rechtes willen alles zu wagen. Er sah also die gnädige Frau an, ob er wohl den Vorfall der Wahrheit gemäß erzählen, oder einen Scherz aus der ganzen Begebenheit machen solle. Diese nahm aber selbst das Wort, und sagte in einem etwas gemäßigteren Tone: Herr Magister, Sie sind jetzt viel zu erhitzt, als daß Sie nicht entweder Ihrer Jungfer Schwägerinn, oder dem Herrn Stallmeister zu wehe thun sollten. Wäre es Ihnen daher nicht gefällig, die Fortsetzung dieser Unterhaltung auf ein andermahl zu versparen?“ „Höchst ungern, gnädige Frau. Sie kennen mich von jeher als einen Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit. Ich möchte sie auch diesesmal gehandhabt wissen. Indessen erinnern Sie mich an meinen Weggang. Ich bin zu Hause nothwendig. Sie Herr Stallmeister wissen, was Sie

mir schuldig sind, und ich erwarte mündlich oder schriftlich Ihre Erklärung.“

Clärchen, die sich keinen guten Ausgang der Sache versprach, und den Stallmeister eben so sehr, wie ihre Tante und Magdalenen verachtete, begleitete den Magister, befahl ihm tausend Grüße an ihre liebe Elise, versprach, sie heute noch selbst zu besuchen, und gieng auf ihr Zimmer. Ihr Herz war beklommen. Sie wartete sehnlich auf die Ankunft des Kammerherrn. Stellewitz reißte in aller Geschwindigkeit nach der Stadt zurück, höchst verdrießlich, daß ihm der Anschlag auf Clärchen mißlungen war, und er sich für nichts und wieder nichts, von der gnädigen Frau zu Erreichung einer Absicht hatte mißbrauchen lassen, die Sander vereiteln konnte, sobald er Lust hatte. Uebrigens war es ihm auch nicht gleichgültig, daß er sich die Verachtung Elisens und den Zorn seines Freundes zugezogen hatte. Die gnädige Frau

schäumte vor Wuth und Rache — nur damit tröstete sie sich, daß sie dennoch Ihro Exellenz, die gnädige Frau geheime Räthinn von Sander war und blieb. Magdalene empfand ihre Verwünschungen, und ihre Galle ergoß sich über das verächtliche Weib um so stärker, je mehr sie sich erleichtert fühlte, wenn sie die Vorwürfe, die sie sich selbst machen mußte, von sich auf ihre Kammerfrau wälzte.

Abends gegen fünf Uhr kam der Kammerherr nach Hause. Stellewitz war verschwunden. Seine Mutter hatte glühende Ringe um die Augen, die weit herauslagen, wie bei einem, der vor Zorn und Rache rasend werden will. Sie schien ihren Sohn nicht zu bemerken. Er zur Thür hinaus auf sein Zimmer. Clärchen war bei Elisen. Er schellte dem Bedienten. „Was macht Mamsell Wollrath?“ „Sie hat das hitzige Fieber, gnädiger Herr.“ „Wo ist das Fräulein?“ „Sie besucht die

Mamsell.“ „Wo Stellewitz?“ „Der ritte über Hals und Kopf nach dem Frühstück davon. Er hat sogar das Douceur vergessen.“

Der Kammerherr wußte nicht, was er aus dem allen machen sollte. Er nahm den Hut, um zu Hartensteins zu gehen, kehrte aber in der Thür wieder um, und warf sich auf das Sopha, sprang wieder auf, gieng hastig in dem Zimmer auf und ab, sah aus dem Fenster, riß sich einige Westenknöpfe auf — „Bin ich nicht Herr im Hause und auf dem Gute?“ rief er endlich aus, ergriff nochmals seinen Hut und gieng in die Pfarrwohnung. Gott! wie bewegt ward er, als er Elisen in einem bewustsinnlosen Zustande, in völliger Fantasie fand. Zuweilen schreckte sie fürchterlich auf, sank unmächtig zurück, fiel in Betäubung, lächelte manchmal, nannte seinen und ihres Schwagers Namen, und rief zu Zeiten aus: „ach! so verlassen — ich armes Mädchen.“ Lange vermochte er

nicht, diesen Anblick auszuhalten. Er küßte den Magister und gieng ohne Besinnung wieder fort.

Noch wußte er kein Wort zu Elisens Rechtfertigung. Er war seinem liebenden Herzen gefolgt und hatte sie besucht. Nach einer völlig schlaflosen Nacht fühlte er sich erschöpft und fieng an, über alles nachzudenken. Aus dem verstörten Gesichte seiner Mutter, und der schnellen Abreise des Stallmeisters, schloß er zwar, daß etwas wichtiges vorgegangen seyn müsse, aber das Ganze war für ihn ein unauflösliches Räthsel. Clärchens Besuch bei Elisen konnte von bloßem Mitleide herrühren — er war also unzufrieden, daß er durch den seinigen einen Beweiß von Theilnahme zu erkennen gegeben hatte, welchen ihn kältere Ueberlegung erspart haben würde. Er hatte sie vorgestern verdammen müssen, und heute trauerte er mit den wehmüthigsten Gefühlen eines Bräutigams, um das Lager seiner

Gelieb-

Geliebten. Er ließ sich nicht sprechen; nur Dornmann durfte zu ihm, da er das Frühstück brachte. Nachmittags ließ er Hartenstein bitten, wenn Elisens Krankheit seine Anwesenheit zu Hause nicht nothwendig machte, zu ihm zu kommen.

Die gnädige Frau, die nichts Gutes ahnete, wenn die Intrigue entdeckt würde, und voraus sah, daß dann das Gegentheil von ihrem Plane erfolgen dürfte, entschloß sich, in den nächsten Tagen nach der Residenz zu reisen, den Junker Ernst als Leibpagen bei dem Fürsten unterzubringen, ihren Wittwengehalt in der Stadt zu verzehren, und ihren ältesten Sohn als einen wunderlichen Menschen, mit welchem nichts zu machen sey, wenn es auf Ehre ankomme, ganz aufzugeben.

Hartenstein erschien zur bestimmten Stunde, und theilte seinem Freunde — wie arglos und vertraut macht nicht die Noth — von der Begebenheit mit, was

er selbst wußte. Der Kammerherr erstaunte, hoffte näheren Aufschluß von dem Fräulein zu erhalten, und erwartete mit Sehnsucht Elisens Genesung. Da sich Hartenstein empfohlen hatte, setzte er sich nieder, um an Stellewitz zu schreiben.

An den Herrn Stallmeister von Stellewitz.

Ich darf mit aller Zuversicht von Ihnen erwarten, daß Sie mir die nochmahlige Bitte um Aufklärung einer Begebenheit nicht abschlagen, die anfängt, mich immer mehr zu intereßiren. Ich wette, Sie sind sie mir bisher blos aus falscher Schaam schuldig geblieben. Ihr Hang zur Eitelkeit und der Leichtsinn, den ich von jeher als Ihren gefährlichsten Feind betrachtete, und der Ihnen bei Ihren übrigen Talenten um so gefährlicher werden muß, haben Sie zuverläßig zu Schritten verleitet, welche Sie nicht rechtfertigen können, und nicht entschuldigen mögen. Urtheile ich richtig, so

ist mir Ihre schnelle Abreise ein Beweiß, daß Sie das Gefühl für Recht und wahre Ehre nicht verlohren haben, und zu einem vollkommenen Hofmanne, der auch die letzten Reste von Rechtschaffenheit und Gewissen von sich werfen kann, wenn es darauf ankommt, sich kein Dementi zu geben, Gottlob! vor der Hand noch verdorben sind. Rechtfertigen Sie mein Zutrauen zu Ihrem Herzen und Ihrem Verstande durch eine bestimmte und deutliche Antwort, und rechnen Sie auf mein Stillschweigen. Wenigstens seyn Sie versichert, daß ich Ihnen jede Verlegenheit zu ersparen wissen werde.

F. von Sander.

Der reitende Bote kam ohne Antwort, aber mit der Versicherung zurück, daß der Herr Stallmeister nächstens selbst aufwarten würden.

Den Abend fiel ein starker Herbstnebel ein. Der Kammerherr ließ sich durch ihn

aber nicht abhalten, freie Luft außerhalb des Zimmers zu schöpfen. Kaum hatte er etliche hundert Schritte in dem Garten gethan, so kam ihm Fräulein Clara entgegen, um sich nach Hause zu begeben. „Liebste Cousine, bleiben Sie noch ein wenig, wenn Ihnen die Abendluft nicht schädlich ist.“ „Sehr gern. Wollte nur Gott, der Aufenthalt in der freien Luft brächte mir Ruhe.“ „Sagen Sie mir ernstlich, was ist mit Elisen vorgefallen? Ich weiß, daß Sie ihre Freundinn sind. Hat sie Ihnen nichts vertraut?“ „Elise? Nein! Ich glaube, das unschuldige Mädchen hat keine Geheimnisse.“ „Was mag nur die wahre Ursache von ihrer Krankheit seyn?“ „Lieber Vetter, da können Sie mich bis zu Thränen bringen. Meine eigene Unvorsichtigkeit — O! daß ich des unglücklichen Briefes gedenken mußte.“ „Aber Sie hatten doch gewiß nichts übels dabei im Sinne. Allenfalls Verwunderung über das ungewöhnliche einer Correspondenz. —

Ich

Ich habe ungeachtet der kleinen Bitterkeit mit welcher Sie desselben erwähnten, Ihnen keine böse Absicht beigemessen. Es war mein erster und ist der einzige Brief an das liebe Mädgen." „O! gewiß, gewiß ein liebes vortreffliches Mädchen." „Noch einmahl, liebe Cousine, was wissen Sie von dem Vorfalle?" „Ihre Frau Mutter hielt Anfangs Ihren Umgang mit Hartensteins, für etwas ziemlich gleichgültiges, war aber immer ängstlich, daß Sie sich vielleicht den gebührenden Respect vergeben möchten. Dann glaubte sie, daß Sie allerdings Absichten auf Elisen hätten, aber — lassen Sie mich schweigen. Ich trauete Ihrem Herzen das nie zu, woraus mehrere, Ihnen kein Verbrechen gemacht haben würden." (sich eine Thräne trocknend und bittend) „Clärchen — weiter." Die Ankunft des Stallmeisters verursachte, daß Ihrer Frau Mutter alles mehr auffiel und verdroß. Sie wollte ein Mädchen, das Ihre Denkungsart so verdürbe

 und

und herunterstimmte, nicht mehr in Grünthal sehen. Sie betrachtete sie als einen künftigen Schandfleck in ihrer Familie und beschloß von Stund an, sie nach den niedrigen Begriffen zu behandeln. die sie von ihr gefaßt hatte. Stellewitz, den sie, Gott weiß, wodurch? für ihre Entwürfe zu gewinnen wußte, sollte sie entweder zu dem Entschlusse bringen, Grünthal freiwillig zu verlassen, oder ihr Ihre Verachtung zuziehen. Ich warnte Elisen in einem Billet, das ich nicht einmal vollenden konnte, denn man suchte mich von einer mündlichen Unterhaltung mit ihr auf alle Weise zu entfernen, und nun werden Sie sich Elisens Krankheit erklären können.“ „Gewiß war also alles verabredet. Stellewitz ritt uns entgegen, um Elisen sicher zu machen, und kehrte um, weil er vermuthete, sie würde nun nach Hause gehen. Unglücklicherweise lief ihm das unschuldige Opfer einer elenden Kabale in die Hände. Um sie zu beschimpfen, gab er vor, sie hätten sich hie-

her

her beschieden, und wären mit einander einverstanden. Und daß mir Dornmann nichts verschweigen würde, wußte er auch. O! das ist betrübt — Ach! Stellewitz — Ach! meine arme Mutter! (gefaßt) Clärchen, haben Sie tausend Dank für die Aufschlüsse. Gott lasse es Ihnen wohlgehen. Wenigstens möge es Ihrem Herzen nie an Zufriedenheit fehlen!“

Er gieng mit schnellen Schritten weiter, und Clärchen wandelte langsam und in sich gekehrt, dem Schlosse zu.

Die gnädige Frau reißte mit Anfang der nächsten Woche nach der Residenz. Ihr Abschied von ihrem Sohne war einsilbig und von einem bedaurenden Blicke auf seine niedrige Denkungsart begleitet. Er nahm ihre Hand, benetzte sie mit einer wehmüthigen Thräne, und dachte bei sich: „sie ist doch meine Mutter“ händigte ihr gewisse ihr zuständige Briefschaften ein, wieß sie an ein Comtoir, wo sie ihre Gelder erheben sollte,

sagte ihr, wie er ihren Wünschen gemäß, bereits Anstalten zu dem Unterkommen seines Bruders getroffen hätte, und begleitete sie bis an den Wagen. Die ganze Allee entlang sah er ihr nach und weinte, wie ein Freund dem Freunde nachweint, den er für sich und für die bessere Menschheit verlohren geben muß.

Clärchen konnte, ohne den Anstand zu verletzen, nicht in Grünthal bleiben, und der Abschied von ihrer kranken Freundinn und Hartensteins that ihr unaussprechlich wehe.

Der Kammerherr gieng täglich selbst in die Pfarrwohnung, und erkundigte sich nach Elisens Befinden. Seit dem neunten Tage war Hoffnung zur Besserung vorhanden, und seit dem ein und zwanzigsten war sie außer Gefahr. Ihre Kräfte kehrten langsam wieder, aber sie blühete nur noch schöner wieder auf. Ihre Leiden hatten ihrem liebenswürdigen Gesichte einen gewissen theilneh-

nehmenden, etwas schwärmerischen Zug aufgeprägt, und ihre wiederkehrende Gesundheit und die Liebe und Zärtlichkeit, mit welcher ihre Verwandten und der Kammerherr ihr begegneten, strahlte ihr Dank und Liebe gegen Gott und die Menschen in das sprechende Auge. Sie war die Unschuld und Anmuth selbst. Wer sie sah, vergaß seine Leiden. Ihr Bild lebte in aller Herzen, die sie kannten.

Der Baron beschäftigte sich unablässig mit neuen Einrichtungen, machte Verbesserungen, wo er sie für nöthig hielt, und erwarb sich neben dem Ruhme eines durchaus rechtschaffenen Mannes die Liebe seiner Unterthanen und den Ruf des besten Oeconomen in der ganzen Gegend. Seine Zeit war regelmässig eingetheilt. Er behielt ihrer genug übrig, die Schätze der alten und neuen Litteratur zu benutzen, und sein Vaterland berieth er mehrmals mit den zweckmässigsten Vorschlägen.

Nach ungefehr anderthalb Monaten erhielt er folgenden Brief von Stellewitz.

„Ich habe in den verflossenen sechs Wochen Zeit genug gehabt, mich zu besinnen. Gewiß lieber Kammerherr, ich fühle mein Unrecht, und danke Ihnen deswegen doppelt, daß Sie nicht alles Zutrauen zu mir verlohren haben. Die Aussicht die mir Ihre Frau Mutter geöffnet hatte, die Hand des Fräuleins von Waldburg zu erhalten, und die unglückliche Neigung zu Intriguen, machten, daß ich in den Plan eingieng, Ihnen den Umgang mit der Mamsell Hartenstein zu verleiden. Ist dieses offenherzige Bekenntniß im Stande, mir Ihre Freundschaft wieder zu erwerben, so werde ich mich glücklich schätzen. Leben Sie wohl.

Georg von Stellewitz.

Sander erfuhr hierdurch nicht mehr, als er bereits wußte, und nicht weniger,

als er nöthig hatte. Mit einem Manne, den sein Leichtsinn dahin gebracht hatte, daß er Handlungen begehen konnte, bei welchen man zweifelhaft blieb, ob ihn die größte Bosheit, oder Uebereilung und Vergessenheit leitete, konnte er jetzt unmöglich eine feste Freundschaft knüpfen. Indessen verwarf er ihn nicht, und freuete sich, wie er in Zukunft hörte, daß er eine Gemahlinn bekommen habe, die er selbst kannte und schätzte. Er war zu bessern; nur fehlte ihm immer ein Freund, der ihm zur Seite stand und seine Schritte gängelte. Diesen Freund hoffte er, würde er in seiner Gattin gefunden haben, und seine Erwartung betrog ihn nicht. Sie sahen sich des Jahres einigemal, und Stellewitz schied allemal besser und in guten Vorsätzen gestärkter von Sandern, als er gekommen war.

Elise ward mit der größten Schonung behandelt. Man gedachte während der drei ersten Monate ihrer Wiedergenesung der fata-

fatalen Ursache ihrer Krankheit und der dadurch veranlaßten Auftritte, mit keinem Worte. Der Kammerherr, dem ihre Gesellschaft nothwendig geworden war, sah sie fast täglich. Nur kleine Reisen, oder Fremde, die er nicht ohne Verletzung des Wohlstandes verlassen durfte, unterbrachen seine Besuche. Allmählig knüpfte er durch Unterredungen, die Hartenstein nun nicht mehr zu verhindern suchte, das Band der Liebe fester, und bei Elisen fanden sich die Bedenklichkeiten wegen ihres ungleichen Standes immer seltener ein. Zuletzt verschwanden sie ganz vor dem immer lebhaftern Wunsche, die Seinige zu werden.

Nach Verlauf eines halben Jahres schrieb der Kammerherr an seine Mutter.

Meine Einrichtungen, gnädige Frau Mutter, sind getroffen. Es kommt nur darauf an, daß ich alles im Gange erhalte und mit wachsamen Auge es zur größtmöglichen Vollendung leite. Noch fehlt mir

mir aber eine Gattinn, mit der ich meine kleinen Leiden und die unaussprechlichen Freuden theilen könnte, welche mir mein von Nahrungssorgen freies Leben, mein harmloses Herz, die Liebe meiner Unterthanen und der Reichthum versprechen, welchen die Natur über die hiesigen Gegenden ausgegossen hat. Ich habe noch nie geliebt. Die Fräuleins, die ich kennen lernte, erweckten in mir entweder blos ein flüchtiges Wohlgefallen an ihrer schönen Gestalt, oder ich fand doch meine Forderungen an meine künftige Gattinn in ihnen nicht befriedigt. Elise Wollrath erfüllt — sie übertrift meine Erwartungen. Sie liebe ich allein, und ihre Unschuld, ihr ungekünsteltes Betragen, ihr ausgezeichneter Verstand und — ihre edle und schöne Gestalt, haben mein Herz unauflöslich an das ihrige gefesselt. Daß sie nicht von adeligen Eltern gebohren wurde, ist nach der Einrichtung unserer Staatsverfassungen freylich wohl zu be-

dauren, aber ich hoffe dennoch, dem Staate in meinen Kindern nützliche Bürger zu erziehen und sie zur Ehre der Menschheit aufwachsen zu sehen. Was hälfe mir auch bei meiner Neigung zum Landleben und zu stillen häuslichen Freuden, eine Frau mit sechzehen Ahnen. Ich irre mich gewiß nicht, wenn ich Ihre gnädige Einwilligung zu einer Verbindung voraussetze, von welcher der größte Theil meines zeitlichen Glückes abhängt. Ich bin dem unschuldigen, liebenswürdigen Mädchen ohnehin Vergeltung und Ersatz für den namenlosen Kummer und die körperlichen Leiden schuldig, die ihr meine Liebe zugezogen hat, und eile, ihr feierlich und in Gegenwart ihrer schätzbaren Schwester und meines Freundes Hartenstein meine Hand anzubieten. Sie wird sie nicht ausschlagen, da sie gewiß weiß, daß sie mein Herz besitzt.

Mit kindlicher Liebe und Achtung

Ihr u. s. w.

Die Frau geheime Räthin hatte in der Residenz ihren Sohn und Elisen und Grünthal und sich selbst vergessen. Der Empfang dieses Briefes mahnte sie an alte Schulden, und erneuerte wider ihren Willen das Andenken an die verhaßte Liebe. Ohne jemand, selbst ihre treue Kammerfrau nicht zu fragen, antwortete sie, vielleicht um einer geheimen, sie drückenden Empfindung loszuwerden, den folgenden Tag:

„Nimmermehr lieber Fritz, hätte ich geglaubt, daß Deine Neigung zu der Mamsell Wollrath ernstlich wäre. Eine Mesalliance schändet allezeit den Edelmann, der sie schließt. Das Bürgervolk weiß jezt so nicht mehr was es vor Hochmuth anfangen will und verliehrt allen schuldigen Respect gegen den Adel. Ach! Gott. Das hätte sonst geschehen dürfen! O! wenn Deine hochseligen, in Gott ruhenden, Ahnen, um Deinen Entschluß wüßten. — —

Doch

Doch ich kann Deinen Willen einmahl nicht brechen. Hätte Dich Dein hochseliger Herr Vater, nicht immer mit der Bourgeoisie umgehen lassen, und das böse principe gehabt, Du würdest unter den Bürgerkindern eher zu einem braven Manne aufwachsen, als unter der Noblesse, und hätte Dich besonders der Hartenstein nicht mit seinen bürgerlichen Grundsätzen angesteckt, so würde ich in meinem Alter Ehre und Freude an Dir erleben, da mich jetzt das Hohngelächter und der Spott aller Personen von Stande trift.

Du wirst mir nicht zumuthen, jemals nach Grünthal zu kommen. Ich könnte den Anblick einer Person nicht aushalten, die Du aus dem Staube und aus der niedrigen Geburt hervorgezogen hast. Mein Gott — Ich, und eine Schwiegertochter aus dem Bürgerstande! ! Dein Besuch wird mir jederzeit lieb seyn, aber die Elise will ich nicht sehen. Ich könnte vor Scham und Aerger sterben.

Auch

Auch wirst Du zur Schonung Deiner und meiner Ehre nichts bei Hofe bekannt machen, ob das gleich als wirklicher Kammerherr des Fürsten Deine Schuldigkeit erforderte.

Ernst macht sich recht gut, und bildet sich ganz zum Cavalier. Die Hofdame L. protegirt ihn sehr. Ueberhaupt scheint er bei den Damen sein Glück machen zu wollen.

Ich bin — —

Der Inhalt dieses Briefes befremdete den Kammerherrn weit mehr, als die Einkleidung desselben. Zwar wußte er, daß ihm seine Mutter nichts probehaltiges entgegensetzen, und seinen Willen nicht binden könnte, aber sie konnte ihm doch mancherley Hindernisse in den Weg legen, und seine Heirath wenigstens verzögern. Er dankte ihr also in seinem nächsten Briefe auf das verbindlichste für ihre Einwilligung, gedachte der Blößen, die sie ihm gegeben hatte,

mit keinem Worte, und sie konnte gar nicht begreifen, wie ein Kammerherr aus adelichem Geschlechte mit einer Person von bürgerlichem Stande und bürgerlichen Sitten leben könnte.

Den Tag nach dem Empfange dieses Briefes lud er den Magister zu einem Spaziergange ein, vertraute ihm seine bisherigen Schritte, und bedauerte, daß er sich bis zu seiner gänzlichen Verbindung mit Elisen den langen Zeitraum von einem Jahre bestimmt hatte. Hartenstein verwunderte sich, daß alles wider Erwarten so glücklich abgelaufen sey, versicherte ihm, daß die fünf Monate schnell genug verstreichen würden, und fragte ihn, ob er selbst mit Elisen sprechen, oder ihm die Eröffnung seines Entschlusses überlassen wolle. „Erzählen Sie ihr alles, lieber Magister. Aber ihre Antwort hohle ich mir selbst.“ Und so schieden sie von einander.

Hartenstein kam nach Hause. Caroline scherzte mit Elisen über die künftige gnädige

dige Frau, und er selbst stimmte dießmal getreulich ein. Elise wußte nicht recht, wie ihr geschah, aber die freundliche Miene ihres Schwagers sagte ihr, daß er ihrer nicht spotten wolle. Sie hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu, und dachte in ihrer Person mit Entzücken weniger die gnädige Frau, als die künftige glückliche Gattin eines liebenswürdigen und rechtschaffenen Mannes. Von nun an aber wurde sie nachdenkend, stellte sich ihre künftigen Verhältnisse vor, und trauete sich nicht genug zu, um einen Mann, der ihr so viel darbrachte, für seine Aufopferungen schadlos zu halten.

Der Kammerherr hatte eines Tages ein Concert in dem großen Sale veranstaltet, und bat Hartensteins und Elisen dazu. Sie saßen in dem Nebenzimmer und waren ganz Ohr für die vortrefliche Musik. Gegen Abend giengen die Musikanten fort, und Hartenstein fieng an: „Daß doch unser Leben nicht eine vollkommene Harmonie ist!“

 „Aber

„Aber eine vollständige Musik, sagte der Kammerherr. Wir geben nur oft selbst falsche Töne an, sind oft zu kurzsichtig, um den Einklang unseres Schicksals zu bemerken, und oft wollen wir es aus Eigensinn nicht. Es giebt nun einmal keine Harmonie ohne Mißtöne." „Sie haben Recht, Herr Kammerherr. Das wäre eine kurze, aber wahre Lebensphilosophie." (Der Kammerherr zu Elisen) „Was meinen Sie dazu Elise?" „Ich glaube, wir thun am klügsten, unsere Erwartungen nicht zu hoch zu spannen." „Und an uns selbst zu stimmen, fiel ihr der Kammerherr in das Wort, bis jede Saite des Instrumentes rein anspricht." „Ja, das halte ich aber für das Meisterstück, das der Mensch machen kann. Ich bin immer unzufrieden mit mir, daß ich die Lehrjahre noch nicht überstanden habe, und Gott weiß, ob es jemahls geschehen wird." „Nun, da muß eins dem andern helfen." „Ja. Aber auch das ist schwer. Man kennt sich selbst so wenig, und will dem andern sagen, daß

er verstimmt ist.“ „Es scheint unserer Natur eigenthümlich zu seyn, daß wir schneller und richtiger Fehler an Andern entdecken, und sie zu heben suchen, als an uns selbst.“ „Aber man übernimmt immer ein Wagstück —“ „Bei welchem man gewöhnlich selbst am meisten zu kurz kommt: Indessen müssen wir einander schon nehmen, wie wir sind, und den Blick auf unser eigenes Innere nicht vergessen. Elise, ich wünsche mir jemand, der bei so vielem Mißtrauen gegen sich selbst, auch auf mich recht genau Achtung gäbe.“ „Ich sollte glauben, jeder Mensch könne und müsse in diesem Stücke sein eigener bester Freund seyn.“ „Also wäre es Ihnen nicht lieb, wenn Ihnen ein Freund mit Liebe und Zärtlichkeit sagte: Elise, Sie sind jezt nicht, was Sie vor einer Stunde waren.“ „O! besser wäre das auf alle Fälle, denn man vergißt sich oft.“ „Wollen wir uns gegen einander dazu verbindlich machen?“ „Sie werden keinen Vertrag schließen, wo Sie um mehr als die Hälfte

verkürzt würden." „Nein, nein, ich kenne mich. Ich bin nicht fehlerfrey. Zum Beispiel — " Elisens Röthe stieg mit ihrer Verlegenheit. Der Kammerherr merkte es, gieng zu Carolinen, die sich während der Unterredung neben ihren Mann an das Fenster gestellt hatte, und führte sie mit den Worten zu Elisen: „reden Sie doch Ihrer Mamsell Schwester zu, daß sie meine Bitte nicht abschlägt." „Was sprechen Sie denn da eigentlich, fragte Hartenstein. — Ihre Unterhaltung sieht ja so studirt und ascetisch aus." „Sie beschämen mich, lieber Magister. Es ist doch eine ganz eigene Sache um eine Liebeserklärung in Gegenwart Mehrerer." „Dachte ichs nicht, daß Sie noch meiner Vermittelung bedürften?" „Doch nicht, Lieber! (er wandte sich ganz gegen Elisen.) Liebste Elise, wollen Sie die Meinige werden? Von Ihrem Ja! hängt alles ab. Alle andere Schwierigkeiten sind gehoben."

Elise wußte, daß der Baron sie liebte, und ernstliche Absichten auf sie hatte, aber sie war doch nicht im Stande, sich sogleich unbedingt zu erklären. Eine jungfräuliche Thräne glänzte in ihren Augen. Morgen, sprach sie im zärtlichsten Tone, antworte ich Ihnen. Alle waren gerührt. Der Kammerherr schwieg und drückte ihr sanft die Hand. Kurz darauf brachen Hartensteins auf. Der Abschied war kurz, und Sander sah mit unbeschreiblicher Sehnsucht dem kommenden Tage entgegen. Er erhielt von Elisen folgenden Brief:

„Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß ich in dem Augenblicke, in welchem Sie die Befriedigung meiner eigenen Wünsche in meine bejahende Antwort legten, zaghaft werden könnte. Da ich Sie vor dem Jahre an dem Garten sahe, gefiel mir ihre einnehmende Gestalt. Als ein aufblühendes Mädchen, das sich arglos und unbefangen den ersten Eindrücken überließ,

ahnete ich nicht, daß ich dadurch den Grund zu einer zärtlichen Neigung legen würde, die ich späterhin vergebens vor mir selbst zu verbergen suchte. Ich sahe, sprach und beobachtete Sie mehrmahls, und Ihr edler, sich immer gleicher Charakter, vollendete das Interesse, das mein liebendes Herz an Ihrer Person genommen hatte. Sie erklärten mir endlich sogar Ihre Liebe, und ich legte Ihren Worten in der Ueberzeugung, von Ihrer Rechtschaffenheit Gewicht und Wahrhaftigkeit bei; aber der Gedanke an Ihre Frau Mutter und Ihren Stand schlug alle Hoffnungen nieder, die sich meine schwärmende Fantasie zu Gunsten meiner Neigung erlaubte. Jetzt haben Sie mir alle Zweifel benommen, ich kann die Ihrige werden, wenn ich will, und dennoch schleicht sich unwillkührlich der Gedanke in meine Seele, es möchte eine Zeit kommen, wo Sie Ihre Verbindung mit mir bereueten, wenn Sie auch zu viel Schonung

nung besäßen, mich es fühlen zu lassen.

Sie sind noch nicht so weit gegangen, daß Sie den gemachten Schritt nicht ohne Bedenken wieder zurückthun könnten. Glauben Sie mir, das Bewußtseyn, von einem edeln Manne geliebt zu werden, macht glücklich, auch ohne ihn zu besitzen. Ich bleibe bei meiner Schwester, so lange ich ihr nicht lästig werde, dann wird der gute Gott weiter für mich sorgen. Ich bin u. s. w.

Elise Wollrath.

Der Kammerherr dachte bei sich: o! sind das die Bedenklichkeiten alle? Sein Herz schlug hoch empor, da er sich anzog, um zu Hartensteins zu gehen. „Das edle, das herrliche Mädchen“ sprach er unterweges verschiedene mal zu sich selbst. Hartensteins waren spatzieren gegangen, und kamen ihm eben entgegen, da er zu ihnen wollte.

„Vortreflich, rief er aus, da kommen wir ja wie gerufen, zusammen. Eigentlich, liebe Elise, gilt Ihnen der Besuch. Ich bringe die Antwort auf Ihren Brief mündlich.“ „Gut, Herr Kammerherr, nun bin ich auch gefaßt, mündlich mit Ihnen zu sprechen.“ „Glauben Sie wirklich, ich würde mich einen Entschluß reuen lassen, den ich so lange in meinem Herzen getragen, und so vielfältig überlegt habe?“ „Nein. So lange Sie bleiben, wie Sie jetzt sind, ist das nun wohl nicht zu fürchten, aber wer kann für die Zukunft stehen?“. „Nun wer steht denn dafür, daß Sie dereinst nicht wünschen, mir Ihre Hand nicht gegeben zu haben? Unsre Denkungsart, unsere Herzen müssen sich einander dafür verbürgen können, und warum soll ich Ihnen nicht zutrauen, daß Sie in zwanzig Jahren noch eben so gegen mich gesinnet sind, als heute? Aber deswegen verkenne ich die schöne Quelle Ihrer kleinen Bedenklichkeiten nicht. Nicht wahr Elise,

Sie

Sie werden die Meinige?" Sie wandte sich mit einem Blick voll Liebe nach ihm zu, als sollte er sie küssen. Er thats, und sie sprach: Ja! Sie standen eben bei Hartensteins Hausthür. „Ich dächte, sprach der Kammerherr, lieben Leutchen, ihr kämet alle mit zu mir." Es geschah und ungern ließen sie sich von dem Wächter an das Nachhausegehen erinnern.

Nach einem Monate reißte der Kammerherr nach der Residenz, um dem Fürsten seine Vermählung bekannt zu machen, und seine Mutter zu besuchen. Diese nahm ihn auf, wie ein stolzer Landedelmann seinen Pfarrer, und brach ihre Audienz mit der Entschuldigung ab, daß sie noch nicht ganz mit ihrer Toilette fertig sey, und zum Diner zu der Gräfinn D. fahren müsse. Der Fürst hingegen empfieng ihn ungemein leutselig, beklagte seinen Abgang aus dem Collegium, freuete sich, daß er sich noch, wie ehedem, mit der Litteratur beschäftige,

bat

bat ihn, in besondern Vorfällen seine Hülfe und seinen Beistand nicht abzulehnen, und fügte hinzu: „Lieber Sander, man fängt, seitdem G—s Frau mit an Cour- und Galatagen erscheinen darf, allmählig an, an meinem Hofe vernünftiger über Mesalliancen zu denken, und ich hoffe, es nach und nach einzuführen, daß meine bürgerlichen Räthe mit ihren Frauen eben so gut an meiner Tafel speisen sollen, als die vom Adel. Auch weiß ich, daß ich einem Manne von Ihrer Denkungsart keinen großen Dienst erweise, wenn ich ihm die herzlich gemeinte Versicherung gebe, daß seine Frau in eben dem Range und der Qualite' bei Hofe anerkannt werden soll, in welcher ihr Mann steht; aber es ist mein voller Ernst. Ich nehme Ihre Frau in Schutz.“ „Gnädigster Herr! ich erkenne dieses Anerbieten mit unterthänigstem Danke, aber ob meine künftige Frau? —“ „Kann seyn, kann seyn, daß sie es nicht annimmt, aber Sie sehen doch, daß ich Sie schätze.“ „Ich

werde mich der Zufriedenheit Ew. Durchlaucht gewiß würdig zu machen suchen, und empfehle mich Ihrer fernern Huld und Gnade." „Nun, lieber Sander, es bleibt doch übrigens dabei?" Der Kammerherr gieng mit einer bejahenden Verbeugung fort.

Nach drei Monaten traute Hartenstein dem Kammerherrn seine geliebte Elise an. Die Kirche faßte die zahllosen Zuschauer nicht, und alle Zuhörer zerflossen in Thränen. Das junge Paar gieng unter Segenswünschen und dem Jubelrufen des freudigen Volkes nach dem Schlosse. Der ganze Tag war ein Fest für die Sanderischen Unterthanen, und kein Mensch verdachte ihm die Wahl der engelsschönen Braut. Wie sie abgegessen hatten, so gieng das junge Paar umher, freuete sich über die Ausbrüche von Fröhlichkeit, ergötzte sich an den naiven Einfällen und Scherzen der Leute, theilte kleine Geschenke

aus, gab dem Aermsten am meisten, und bedachte immer jeden mit dem, was er eben am nothwendigsten brauchte.

Elise kam nie an den Hof. Ihr Gemahl wurde oft in geheimen Geschäften von dem Fürsten zu Rathe gezogen, und erwarb sich sein ganzes Zutrauen. Zuweilen kam er selbst auf einige Stunden geritten, und ließ den Bedienten in dem nächsten Dorfe. Mit Hartensteins lebten sie, wie wahre Herzensfreunde. Sie waren alle unaussprechlich glücklich, und durch die Niederkunft Elisens mit einem männlichen Erben und einigen Fräuleins erhielt ihre häusliche Zufriedenheit immer neuen Zuwachs. Nur die Versetzung ihres Schwagers nach Neuburg war ihnen unangenehm, doch bewog Elise ihre Schwester, ihr ihre Henriette zur Erziehung in Grünthal zu lassen.

Zweite Abtheilung.

Briefwechsel der Henriette Hartenstein mit der Frau von Sander.

Siebzehn Jahre waren Elisen in der glücklichsten Ehe, als eben so viele Wochen verstrichen. Beide Eltern sahen sich in ihren an Geist und Körper gesunden Kindern, verjüngt wieder, und ihre Familienfreuden veralteten nie. Wenn sie nach vollbrachten Geschäfften des Abends traulich mit einander auf dem Sopha saßen, und so manche frohe Stunde in der Erinnerung noch einmahl genossen, so manche vergnügte Scene sich noch einmahl vergegenwärtigten, so wußte immer jedes eine neue Seite

daran ausfindig zu machen, oder durch neue Betrachtungen den Genuß in der Einbildung zu erhöhen. Eines Abends unterhielten sie sich über den Werth einer guten Ehe, und eines mit sich selbst einstimmigen Herzens, und wurden darüber einig, daß man sich nur eines durchgängig guten Willens bewußt und im Stande seyn müsse, auf allen Genuß und alle Glückseligkeit Verzicht zu leisten, um wahrhaftig zufrieden zu leben. Sie bedauerten mehrere ihrer Bekannten, die der Natur im Schooße saßen, und doch an der Quelle durstеten, weil sie keine Herzen hatten, welche ein reiner Genuß laben konnte, und kamen auch auf ihre Mutter zu reden, die mitten im Genusse darbte, und alle Empfindungen verläugnet zu haben schien, welche die gütige Natur Eltern gegen ihre Kinder in die Brust gepflanzt, und sie zu Urhebern der süßesten Freuden für sie bestimmt hat. Plötzlich unterbrach der Schall eines Posthorns ihr Gespräch. Der Kammerherr

gieng

gieng an das Fenster und sahe einen Courier absteigen, der dem Bedienten einen Brief gab, und sehr eilig that. Die Aufschrift war von seinem Bruder Ernst, der jetzt als Lieutenant unter der Garde diente. Er erbrach ihn, und las die Nachricht, daß seine Mutter gefährlich krank läge, und den Wunsch geäußert hätte, ihn mit seiner Frau noch vor ihrem Ende zu sehen. Die Estafette wurde sogleich abgefertiget, und vor Tages Anbruche setzten sich beide in den Wagen und fuhren nach der Stadt zu. Die geheime Räthinn schlummerte, als sie ankamen, erwachte aber bald nach ihrem Eintritte in das Zimmer. Sie war sehr schwach. „Seid ihr da Kinder?" rief sie mit zitternder Stimme, und streckte ihre Hand nach ihrem Sohne aus. „Ja, antwortete er mit Thränen in den Augen, ja liebste Mutter. O! daß wir Sie nicht gesund finden." Elise stand schüchtern neben ihm, weinte, ergriff die andere Hand der geheimen Räthin und benetzte sie mit

ihren Thränen. „Unsere Kinder, sprach sie, empfehlen sich Ihnen, und wünschen Ihnen mit uns baldige Genesung.“ „Ich werde bald genesen. Bringen Sie den lieben Kindern meinen großmütterlichen Segen mit.“ Elise wendete ihr Gesicht weg, und verbarg es in ihr Tuch. Die Kranke drückte beiden ganz leise die Hände, faltete die ihrigen zusammen, und verschied nach wenigen Minuten.

In dem Sanderischen Hause machte dieser Todesfall weiter keine Bewegung. Man hatte ihn vorausgesehen, und der beträchtliche Wittwengehalt, der nun zur Hälfte an den Kammerherrn fiel, hatte schon längst seine Bestimmung. Die eine Hälfte desselben wurde zu einem bleibenden Fond zur Verbesserung des Pfarr- und Schuldienstes, die andere zur Erbauung eines Hospitals und Arbeitshauses angewendet. Elise hatte Genugthuung von ihrer seligen Schwiegermutter wegen der bis-

heri-

herigen Zurücksetzung erhalten, und freuete sich besonders um ihres Mannes willen darüber. Zwar fürchtete sie nie eine Verminderung seiner Zuneigung zu ihr, aber es war ihr doch äußerst angenehm, daß an dem Todesbette seiner Mutter, seine Ueberzeugung aufs neue bestätiget wurde, daß wahre Vorzüge zuletzt doch erkannt werden und daß der Adelstolz das nichtigste, lästigste und thörigtste Ding von der Welt sey.

Henriette war mit den Fräuleins von Sander aufgewachsen und hatte einerley Erziehung mit ihnen genossen. Herr Senftenberg, der nach dem Ableben seiner wohlbetagten Hälfte eine junge Frau geheirathet hatte, bat, Henriette möchte doch einige Monate in sein Haus kommen, damit sie theils ihre Eltern einige Meilen näher hätte, theils mit den Fahrenburgischen Menschen und Sitten etwas bekannter würde. Elise ließ sie ungern von sich, wollte ihr aber doch die Gelegenheit nicht entziehen, ihre Kenntnisse zu erweitern, stattete sie mit guten Leh-

ren aus, empfahl ihr Vorsicht und Klugheit, ohne sie vor der Hand etwas von den besondern Verhältnissen des Senftenbergischen Hauses wissen zu lassen, und wünschte, sie gegen den Herbst zu, wieder bey sich in Grünthal zu sehen. „Schreib mir recht oft, und viel liebes Jettchen“ rief sie ihr noch in den Wagen nach, und ihre Kinder stimmten ein: „mir auch, mir auch, uns auch.“ So entspann sich ein interessanter Briefwechsel zwischen beiden, welchen wir, so weit er bis jetzt in die Hände der Verfasserinn gekommen ist, unsern Lesern mittheilen wollen.

Henriette Hartenstein an die Frau Kammerherrinn von Sander.

Da sieht man das nachlässige, undankbare und unbesonnene Mädchen. Vierzehn Tage Abwesenheit, andere Gesichter, städtische Zerstreuungen und Lustbarkeiten — und sie vergißt mit einem Mahl zehnjährige Wohlthaten — —

Warhäftig ich dürfte mich nicht sehr wundern, wenn Sie so von mir dächten, meine beste, theuerste Tante; aber ich würde untröstlich seyn, wenn ich diesen Argwohn verdiente. Ich lebe hier in einer ganz andern Welt, und kann nicht eingewohnen. So viel Zeit ist mir noch nicht geworden, daß ich mich hätte sammeln und es wagen können, einen Brief anzufangen. Eine Kleinigkeit jagt die andere, und in diesem Hause scheinen Kleinigkeiten mehr zu gelten, als wichtige und ernsthafte Sachen. Auch heute wäre ich sicher noch nicht an eine Unterhaltung mit Ihnen gekommen, wenn nicht die gute Gelegenheit, mit welcher meine Begleiterinn zurück nach Grünthal fahren kann, selbst in Senftenbergs Augen den längern Aufschub einer Nachricht von mir verwerflich machte.

Unsere Herreise war ganz glücklich, nur wurde mir die Zeit unerträglich lang. Einen Weg von sechs Meilen hatte ich noch

nie gemacht, und wenn wir sonst zusammen weggiengen, oder fuhren, so begleiteten uns Munterkeit und gute Laune, da meine alte Reisegefährtinn hingegen so wenig unterhaltend, und so einsilbig war, daß ich oft ganz allein zu seyn wünschte. Ich hätte mich dann meinen Betrachtungen über die herrliche Gegend und meinen Erinnerungen an Grünthal überlassen können, und wäre nicht in die Verlegenheit gerathen, ein trockenes Ja! oder Nein! oder So? auf meine Fragen und mitgetheilten Bemerkungen anhören zu müssen. Ich bildete mir ein, es schicke sich nicht anders, ich müsse die Frau unterhalten, und ich that ihr wahrscheinlich einen größern Gefallen, wenn ich schwieg.

Die Wirthin in Mardau, wo wir zu Mittage speißten, läßt sich Ihnen tausendmahl empfehlen. Sie hat die Wohlthat, daß Sie ihr vor sieben Jahren achtzig Louisdor vorschossen, noch im frischen Andenken. »Mamsell, sagte sie zu mir, das Geld hat

Gott

Gott gesegnet; der Gasthof ist schuldenfrey, und künftiges Jahr läßt mein Mann schon ein neues Seitengebäude aufführen.“

Abends fünf Uhr trafen wir in Fahrenburg ein. Ein junges wohlgekleidetes Mädchen, das ich wegen ihres ungezwungenen Anstandes für eine Person von Bedeutung hielt, empfing uns. Es zeigte sich aber bald, daß sie das Kammermädchen der Frau vom Hause war, denn sie hatte mich kaum bewillkommet, und durch ihre anfängliche Offenheit mein Urtheil bestochen, so offenbarte sich auch in ihrem Betragen, das zuthätige, freundliche, gefällige Wesen, und die lächerlich gravitätische Miene, welche dergleichen Leute an sich nehmen, weil sie meinen, daß ein Theil des Glanzes, der ihre Herrschaft umstrahlt, auch auf sie fallen müsse. Ich fragte nach der Tante Senftenberg, und wollte gerade nach ihrem Zimmer zugehen, Ihren Brief abgeben, sie umarmen, u. s. w. aber das Mädchen zog mich zurück. „Behüte

hüte Gott, Mamsell, meine Frau hat Besuch! Werden Sie sich nicht erst umkleiden?" „Wozu das? Ich komme von der Reise. Das nimmt mir kein Mensch übel." „Man kann doch nicht wissen. Der Besuch — —" und so mußte ich mich bequemen auf mein Zimmer zu gehen. Ich brachte meine Hare ein wenig in Ordnung, und mußte fast eine Stunde warten, ehe sich jemand nach mir erkundigte. Endlich kam ein Bedienter, und citirte mich. Ich sprang vom Stuhle auf, und lief, ohne auf die Ermahnung zu hören, Handschuhe anzuziehen, fort. Himmel! da saß die Tante, die sich seit sechs Jahren sehr verändert hat, und ihr Besuch, in Galakleidern, so geputzt, wie ich mir vorstelle, daß Fürstinnen sitzen, wenn sie geringern Personen Audienz geben. Ich munterte mich aber doch auf, gieng auf die Tante zu, und umarmte sie recht herzlich. Sie hieß mich mit vieler Freundlichkeit willkommen, und ich war im Begriff, mich gegen die fremde Dame zu verneigen, als diese aufstand, um der Tante

mit bedenklichem Kopfschütteln das Halstuch in Ordnung zu bringen, das ihr durch mich ein wenig verschoben zu seyn schien.

Es ist angespannt. Wilhelmine will fort. Ich küsse Sie und ihr ganzes Haus. Leben Sie wohl.

Ihre

u. s. w.

Henriette Hartenstein an die Frau Kammerherrinn von Sander.

Gewiß meine Tante Senftenberg hätte keinen unglücklicheren Einfall haben können, als mich aus meiner ländlichen Ruhe zu reißen. Ich kann die ungezwungene, unschuldige Lebensart in Grünthal gar nicht vergessen. Mit Freuden kehrte ich in diesem Augenblicke wieder zurück. Besonders sehne ich mich nach Ihnen, wenn die Stunde unsers gemeinschaftlichen Spatzierganges schlägt. Wir gehen hier auch spatzieren, aber vorher erscheint allemal der Friseur. Jeanette, so heißt das Kammermädchen, bringt eine gute Stunde

mit dem Anzuge der Tante zu, und nun gehen wir entweder in Gesellschaft aus, oder treffen welche auf den Promenaden. Dann wandeln wir mit abgemessenen Schritten, wie Drathpupchen die Allee auf und ab, setzen uns auch wohl ein Paar Stunden auf ein Canapee, mustern die Vorübergehenden und lassen uns mustern, und schleichen langsam wieder nach Hause.

Ich komme bei dieser Lebensart am schlimmsten weg. Zeit und Weile wird mir dabei lang. Gearbeitet wird nichts. Ihre Unterredungen interessieren mich nicht, denn entweder betreffen sie Putz und Moden, oder es wird von Leuten gesprochen, die ich nicht kenne, und selten spricht man etwas gutes von ihnen.

Neulich begleitete uns die Frau Schwägerinn von meiner Tante, die sich einen Ton gegen sie erlaubt, den ich gegen die Frau vom Hause für sehr unschicklich halte.

Mein

Mein Onkel bekümmert sich wenig um uns, aber er ist ein sehr accurater Hauswirth, und lebt und webt in seinen Handelsgeschäften. Um die geringste Kleinigkeit im Hause weiß er, und schmollt Tage lang mit seiner Frau über jedes Versehen.

Die einzige Person, die ich gerne kommen, und ungern wieder gehen sehe, ist Mamsell Tellmann. Ihr Vater ist Doctor und Hausarzt bei uns. Sie hat auch einen Bruder, der kürzlich von der Academie zurückgekommen ist, und ein sehr artiger junger Mann zu seyn scheint. Vorgestern kamen sie, mich zu einem Spatziergange abzuhohlen. Ich war eben mit meinen Gedanken in Grünthal gewesen, und hatte mich in Ihrer Gesellschaft auf den Hüttenheimer Wiesen herum getrieben, ich war also sehr heiter und aufgeräumt, umarmte die Schwester, und reichte dem Bruder die Hand. Da hätten Sie das Kopfschütteln der alten grämlichen Schwägerinn sehen, und die Gesetz-

pre-

predigt hören sollen. Künftig werde ich sie mit einem steifen Knicks empfangen, und das ist gar nicht nach dem Herzen

Ihrer

u. s. w.

Henriette Hartenstein an die Frau Kammerherrinn von Sander.

Ich weiß so wenig von den innern und geheimen Verknüpfungen meiner Hausgesellschaft, daß ich alle Augenblicke in Gefahr bin, anzustoßen. Fremde Leute zeichnen mich aus, weil ich bei Ihnen, liebste Tante, erzogen worden bin. Senftenbergs gehen mit mir um, wie man es von nahen Verwandten gewohnt ist; die alte Schwägerinn Martha Brunnemannin begegnet mir hönisch, und ich kann mich gar nicht darein finden, den Leuten meine Achtung nach dem Grade der Verwandschaft zuzumessen. Wollten Sie wohl die Güte haben, mich mit den Verhältnissen der Personen, die mich umgeben, bekann-

bekannter zu machen? Zwar weiß ich, daß die jetzige Madam Senftenberg die Schwester meines sel. Vaters ist, und daß die erste Frau die Stief-Schwester der Brunnemanninn war, aber die Leutchen scheinen in so seltsamen Beziehungen zu einander zu stehen, daß ich mir immer jemand zur Seite wünsche, den ich bei gewissen auffallenden Aeußerungen, und sonderbaren Vorfällen fragen könnte: woher nur das, und woher das gerade so und nicht anders? Ich bin immer verlegen, immer in tausend Aengsten. In Grünthal war ich das nicht gewohnt. Keins that dem andern etwas zu Leide, Mißverständnisse wurden augenblicklich und von Grund aus, gehoben, und jedes war bereitwillig, sich von dem andern verständigen zu lassen. Hier will keins das andere verstehen, und niemand, wenn es gleich selbst Urheber des Mißverständnisses war, ist bemüht, dasselbe ins Reine zu bringen, ungeachtet jedes schon oft die unangenehmen Folgen davon empfunden hat. Zurückhal-

tung.

tung, verdrießliche, untheilnehmende Gesichter, Kälte, Härte, und bei der Martha Schadenfreude, stolze kränkende Erhebung über die Tante, zuvorkommende Gefälligkeit gegen den Onkel — das ist wirklich ein gar zu verdrießliches Leben! Vor lauter Klugheit, die ich in diesem Hause anwenden muß, und mit welcher ich doch nicht auslange, möchte ich oft vergehen. Klären Sie mir doch manches räthselhafte auf, über das man aller Wahrscheinlichkeit nach blos in der frühern Lebensperiode dieser Familie Aufschluß findet. Sie werden mir dadurch meinen hiesigen Aufenthalt ungemein erleichtern, und ich selbst hoffe manches daraus zu lernen, was mir in meinen künftigen Verhältnissen nützlich werden kann.

Sie versprachen mir auch, die Lebensgeschichte meines seligen Groß=Vaters einmahl im Zusammenhange zu erzählen. Bis jezt weiß ich nur Bruchstücke daraus. Möchten Sie doch ein müßiges Stündchen dazu

gefunden haben, oder noch finden. Diese Lectüre läßt mich gewiß auf lange Zeit vergessen, daß ich nicht in Grünthal lebe. Ich bin

Ganz die Ihrige.

Die Frau Kammerherrinn von Sander an Henrietten Hartenstein.

Blos weil ich täglich an Dich schrieb, und doch das Bruchstück aus der Lebensgeschichte meines seligen Vaters noch nicht vollendet hatte, erhieltest Du keine Antwort. Da ich aber einmal im Zuge bin, so werde ich mich auch nichts unterbrechen lassen, und die Aufschlüsse, welche Du über Senftenbergs verlangst, bis zur Beendigung der angefangenen Erzählung versparen. Mein Mann ist nach Farrenbach gereißt und hat die Kinder mitgenommen, ich werde also mit leichter Mühe heute fertig werden, und Dir sie mit der morgenden Post überschicken können.

Im Grunde kann ich nichts dawider haben, daß Du in Fahrenburg keine Menschen gefunden hast, welchen Du Dein Vertrauen håttest schenken mögen. Du bist in eine gute Schule gekommen, und wie es scheint, machst Du Deinen bisherigen Lehrmeistern keine Schande. Man kann gut und klug zugleich seyn, und man soll klug seyn, damit man weder andere beleidige, noch sich selbst Schaden thue. Gieb jedem im Hause sein Recht und seine Ehre, und erhalte, oder erwirb Dir die Achtung der Senftenbergischen Familie. Du wirst dann recht bequem mit ihnen auskommen, und Dir eine Menge Erfahrungen sammeln, zu welchen Du in Grünthal wahrscheinlich nie Gelegenheit gehabt håttest.

Ich küsse Dich, liebe Henriette, und empfehle Dich dem Schutze der Huldgöttinnen.

Deine

Elise von Sander.

Etwas aus der Lebensgeschichte des Doctors Wollrath.

Mein seliger Vater lebte gegen die Mitte unseres Jahrhundertes als ein berühmter Rechtsgelehrter in Selzig. Gelehrsamkeit, Klugheit und Rechtschaffenheit zeichneten ihn vor vielen seiner Kollegen rühmlichst aus. Gleichwohl hatte er bei überhäufter Arbeit nur wenig Einnahme. Er nahm nie einen ihm ungerecht scheinenden Rechtshandel an. Seine Clienten waren mehrentheils Arme, die nicht leicht einen ungerechten Proceß anfangen, sondern froh sind, wenn sich jemand ihrer gerechten Sache annimmt. Bei diesen Gesinnungen hatte er mit Vornehmen, Reichen und partheyischen Richtern in Kollegien vielfältig zu kämpfen, und man würde ihn gern durch Bestechungen, oder durch Widerstand und Drohungen, auf andere Gedanken gebracht haben, wenn nicht seine unerschütterliche Rechtschaffenheit und seine

bekannte Gelehrsamkeit, beyden mit edelm Trotze die Spitze geboten hätten.

Da sich inzwischen seine Familie vermehrte, und die Lebensmittel merklich im Preise stiegen, so wünschte er eine gute Gerichtsbestallung zu erhalten. Er gab sich alle mögliche Mühe darum, aber einige Große, gegen welche er ihres Geldes und Ansehens ungeachtet wichtige Processe gewonnen hatte, setzten ihn bei ihres Gleichen in Mißcredit, bis ihm endlich ein Zufall, oder besser, die Vorsehung, die seine Redlichkeit belohnen wollte, unverhofft zu seinem Zwecke verhalf.

Der Pachter des Rittergutes Grünthal starb ohne Kinder, und ohne ein Testament zu hinterlassen. Die Gerichte fielen also über seine Verlassenschaft her, wie hungrige Wölfe, machten ein weitläuftiges Inventarium, und ließen sich die Arbeit theuer bezahlen. Es wurden Rechnungen und Gegenrechnungen gemacht, Defecte über vernachlässigten

ten Feldbau, beschädigte Inventariumstücke, rückständige Pachtgelder, und was weiß ich, noch mehr gezogen, und das vorhandene Vermögen wurde bis auf eine Kleinigkeit auf Ersatz und Gerichtskosten verwandt, so daß der brave Melchior Halm, so war sein Name, nach seinem Tode als ein Betrüger und übler Wirth verschrien wurde, wiewohl er im Leben für einen redlichen und arbeitsamen Mann gegolten hatte.

Sein Erbe war seines Bruders Enkel, ein Knabe von acht Jahren. Diesen hoffte er nach Verlauf einiger Jahre in der Oeconomie zu unterrichten, und in ihm seinen künftigen Verwalter und die Stütze seines Alters zu erziehen, aber er hatte in der verwichenen Erndte einen Trunk auf die Hitze gethan, und spürte gegen den Herbst eine merkliche Abnahme seiner Kräfte. Er machte also einen Aufsatz zu einem Testamente, worinn sein Vermögen, nach Abzug alles dessen, was der Gutsherrschaft gehörte, be-

 rech-

rechnet war. Der damalige Gerichtsverwalter in Grünthal sollte ihn in Ordnung bringen, und dann förmlich in den Gerichten niederlegen. Allein dieser zauderte so lange, daß Halm darüber starb, und ihm Zeit ließ, das Beste aus seiner Verlassenschaft sich selbst zuzueignen.

Die Mutter des kleinen Erben, eine arme Wittwe war untröstlich, daß die Hoffnung ihren einzigen Sohn in Zukunft gut versorgt zu sehen, getäuscht wurde. Der Gerichtsverwalter wurde in der ganzen Gemeinde so gefürchtet, daß niemand wagte, etwas von seinen Ungerechtigkeiten zur Sprache zu bringen, und hatte die Vorsicht gebraucht, meinem sel. Schwiegervater, den Pachter noch bei seinen Lebzeiten verhaßt zu machen, daß also diesem auch nicht wohl beizukommen war. Er konnte also sein Wesen treiben, wie er wollte, ohne daß er zu befürchten brauchte, es möchte ihn jemand zur Rede setzen, oder zur Verantwortung ziehen.

Indessen konnte er doch nicht hindern, daß die Klagen einer trostlosen Mutter, die nichts weiter zu hoffen und zu verliehren hatte, nicht laut geworden wåren, und zu mancherley nachtheiligen Gerůchten Anlaß gegeben håtten. Um also sicher zu gehen, und die Frau zum Stillschweigen zu bringen, machte er eine Rechnung von der ganzen Masse so kůnstlich, daß fůr den kleinen Caspar noch dreißig Gůlden nebst einigen unbetråchtlichen Geråthschaften ůbrig blieben. Er hoffte dadurch die Frau reichlich abzufinden, und beschied sie vor Gerichte, um die Erbschaft in Empfang zu nehmen.

Sie erschien, und sprach, weil man ihr gerathen hatte, einen Beystand mitzubringen, den Schulmeister in Grůnthal um diesen Liebesdienst an. Der Mann war aber ganz niedergeschlagen und muthlos, denn bei großer Arbeit und schlechter Besoldung fehlte es ihm oft an dem nothwendigsten, er schlug ihr also ihre Bitte rund ab. Sie

drang in ihn, weil sie ihr ganzes Vertrauen auf ihn gesetzt hätte, und nach langem Weigern wieß er sie mit den Worten von sich, „sie solle ihn zufrieden lassen, er könne es mit gutem Gewissen nicht thun.“

Das arme Weib war nun in einer neuen Verlegenheit, lief zum Pfarrer und weinte und klagte bitterlich, daß ihr der Schulmeister für alle Liebe, die ihm der verstorbene Pachter erzeigt hätte, nicht einmal die kleine Gefälligkeit erweisen wolle. „Befleckt denn der Mann sein Gewissen, wenn er sich einer armen Wittwe und ihres Kindes annimmt?“

Dein alter Großvater Hartenstein wunderte sich nicht wenig über die Weigerung des Schulmeisters, und vermuthete, daß etwas wichtiges hinter seiner Entschuldigung verborgen wäre. Er war überzeugt, daß mit der Verlassenschaft des sel. Pachters Unterschleif getrieben worden war, denn dieser hatte ihm immer viel von dem Entwurfe

wurfe zu seinem Testamente, von seinem baren Gelde, und daß sein Caspar einmal ein ganz hübsches Vermögen bekommen würde, vorgeplaudert. Aber es waren nur mündliche Sagen, auf welche er den Gerichtsdirector nicht belangen konnte, so wehe es auch seinem redlichen Herzen that. Er ließ also den Schulmeister rufen, um ihn zu befragen, aus was für Gründen er der armen Frau ihr Verlangen habe abschlagen können.

„Herr Schulmeister, wie können Sie einer armen Wittwe ihren Beystand versagen, da es ohnedieß landkundig ist, daß ihr Kind bei der Erbschaft bevortheilt worden ist. Helfen Sie ihr doch die wenigen Gülden erheben, und nehmen Sie sich ihrer an.“ „Das kann ich nicht Herr Pfarrer. Ich würde mehr sagen müssen, als Sie und alle andere wissen, und es ist Ihnen ja bekannt, was der Herr Gerichtshalter für ein Mann ist.“ „Desto dringender wird die Pflicht für Sie, einer bedrängten Wittwe beizuste-

hen, und ihrem Kinde zu seinem Vermögen zu verhelfen.“ „Ei, das fühle ich wohl; Aber wenn ich armer Mann nun um meinen Dienst komme?“ „Was Dienst, was Dienst! — Seine Pflicht gethan und auf Gott vertraut! Ich mache nun gleich selbst eine Anzeige bei dem gnädigen Herrn, wenn Sie sich nicht freywillig entschließen.“

Der Schulmeister wählte nicht lange. „Auf Gott vertraut, Herr Pfarrer, auf Gott vertraut“ — und damit zur Thür hinaus. In wenigen Minuten kam er im schwarzen Rock und Mantel zurück und zog einen Aufsatz aus der Tasche, der von dem sel. Halm eigenhändig geschrieben, und mit seines Namens Unterschrift und seinem Petschaft versehen war. Er enthielt nichts anders, als das Verzeichniß seines Vermögens und seine Disposition darüber. Weil er aber eine schlechte Hand schrieb, so hatte er den Schulmeister gebeten, ihn zu mundiren. Diese Abschrift hatte der Gerichts-

halter zur Durchsicht bekommen, beigelegt und wohlbedächtig vergessen, weil sich das Original nicht unter der Verlassenschaft fand. Der Pachter hatte es, man weiß nicht, ob aus Vorsatz, oder Unachtsamkeit, nicht zurück gefodert, und es lag also wohlverwahrt in dem Wandschränkchen des Schulmeisters.

Er händigte das Document dem alten Hartenstein ohne Bedenken ein, und dieser versprach, ihn gegen die Verfolgung des Gerichtshalters zu schützen. Vor Gerichte erklärte die Frau mit ihrem Beistande, sie könne sich nicht zur Annahme der dreißig Gülden verstehen, sondern wolle die Sache weiter suchen. Der Pfarrer gieng des andern Tages selbst in die Stadt, und trug sein Anliegen meinem sel. Vater vor. Dieser war zwar von der Ungerechtigkeit des Gerichtshalters überzeugt, hatte aber doch mancherley Bedenklichkeiten, besonders woher die Gerichtskosten bestritten werden sollten,

die

die weder er, noch Hartenstein vorzuschießen im Stande waren." Die muß der ungerechte Haushalter alle bezahlen." „Ja, gut. Aber wer macht denn die Auslagen?" Endlich fiel der sel. Vater darauf, ein Schreiben an den Gerichtsherrn zu machen, ihm den Vorgang deutlich zu erzählen, eine Abschrift von dem Aufsatze beizulegen. u. s. w.

Der alte geheime Rath erstaunte nicht wenig, daß er sich in dem Vertrauen zu seinem Gerichtsdirector so betrogen sah, doch hielt er für nöthig, die Sache genau zu untersuchen. Er reißte selbst in aller Stille auf sein Gut, und forderte sogleich dem Gerichtshalter die Schlüssel zur Gerichtsstube ab, mit dem Bedeuten, ihm hinlängliche Genugthuung zu geben, wenn er mit Unrecht beschuldiget worden wäre; aber da sich bei der Untersuchung dieser Sache noch mehr Klagen über ihn vorfanden, so verlohr er nebst seiner einträglichen Stelle auch noch seinen guten Namen. Der geheime Rath über-

übertrug sie meinem Vater, und erwählte den jungen Hartenstein zum Führer seines einzigen Sohnes und Erben.

Es hielt schwer, ehe mein Vater sich entschloß die Stelle eines Gerichtsverwalters anzunehmen. Der verabschiedete Gerichtshalter und sein Anhang hatten ausgesprengt, daß mein Vater und der Pfarrer ihn durch heimliche Verläumdungen und Kabalen um seinen Dienst gebracht hätten. Er erfuhr dieß nicht so bald, als er sich vornahm, den Antrag des geheimen Rathes zu verbitten. Ich erinnere mich noch lebhaft des traurigen Tages. Der Vater stand am Schreibepulte, um dem Herrn von Sander abschlägliche Antwort zu geben. Die Mutter saß im Winkel, und weinte, und ich, damals ein Mädchen von sieben Jahren, das schon einige Tage von dem Grünthaler Kirmsfeste und andern ländlichen Freuden geträumt hatte, weinte zur Gesellschaft recht herzlich mit. Meine Schwester allein war gesetzt und gelassen

lassen, und arbeitete fleißig an ihrem Putze, womit sie bisher so manchen Zuschuß zu unserer Wirtschaft verdient hatte. Wer weiß, wie lange unsere Betrübniß noch gedauert hätte, wenn nicht der Pastor Hartenstein gekommen wäre, um sich mit meinem Vater über den glücklichen Ausgang ihrer Unterhandlungen zu freuen. Der Zustand, in welchem er uns antraf, befremdete ihn nicht wenig. Vater und Mutter trugen ihm ihre Meinung und Klagen vor, und er antwortete hastig: „Sie haben Unrecht lieber Doctor, ganz Unrecht. Was, Sie wollen um eines so elenden unwahrscheinlichen Geschwätzes willen die augenscheinliche Fürsorge Gottes von sich stoßen? Und glauben Sie denn, daß Sie nun der Medisance entgangen sind? Sie wird immer einen neuen, nur keinen wahren Grund ausfindig machen, ihren guten Namen und ihr gegenwärtiges Verfahren zu lästern.“ „Lieber Hartenstein, unsere Ehre und unser guter Name müssen uns mehr werth seyn, als zeitliche Vortheile.“

theile.“ „So? Bei einer so ångstlichen Sorge um den guten Ruf wåre ja unser Glück in der Gewalt eines jeden Schurken, dem es beliebte, uns Böses nachzureden. Unsere Handlungen můßen den Lästerer widerlegen. Unsere Furchtsamkeit macht ihn nur kůhner.“

Endlich brachte er es so weit, daß mein Vater versprach, die Sache weiter zu überlegen und den Brief vor der Hand noch nicht abzuschicken. Der alte redliche Pastor blieb diesen Abend bei uns, und durch seine einnehmende Beredtsamkeit und die rührende Schilderung von dem Guten, das er in seiner Stelle stiften könnte, brachte er den Vater endlich zur Einwilligung und unsere Freude war vollkommen.

Aber sie wurde bald unterbrochen. Zwar war mein Vater durch seine verbesserte Lage aus einer Menge Nahrungssorgen gerissen, und dadurch stårker und gesůnder geworden. Auch genoß er die ungetheilte Liebe der Bauern

ern und die Achtung und das Zutrauen seines Gerichtsherren, und durch seine und des Pastors gemeinschaftliche Bemühungen herrschte Zucht, Ruhe und Ordnung in der Gemeinde, allein er bekleidete seine Stelle noch kein volles Jahr. Ein sonderbarer Zufall entriß uns ihn.

In den schönen Tagen des Junius war in Grünthal Gerichtstag angesetzt. Der alte Hartenstein hatte uns sämmtlich zu einem Mittagsessen eingeladen, und der Vater wollte uns alle den folgenden Tag mitnehmen. Den Nachmittag vorher waren wir bei einer Tasse Caffee entzückt über das morgende Vergnügen. Der Vater las Acten, die Mutter schenkte ein, und suchte nebenher unsern Putz zusammen. Deine Mutter verfertigte für mich ein neues Mützchen, und ich sprang voller Freude herum, und that mir nicht wenig auf die rosenfarbenen Schleifen daran zu gute, und dachte, wie Pastors Malchen, die doch ein Jahr älter war,

war, das prächtige Mützchen bewundert würde.

Indem trat ein Bedienter herein, um meinen Vater als Notarius zu einem reichen Kaufmanne zu hohlen, der, weil er keine Kinder hatte, und gefährlich krank war, sein Testament machen wollte. Meine Mutter wurde todtenblaß. Der Vater gab ihr darüber einen kleinen Verweiß, aber sie hatte sich so wenig in ihrer Gewalt, daß sie in Thränen ausbrach, und sagte: ach! Gott im Himmel, lieber Mann. Nimm Dich doch in Acht. Der Mann hat ja ein hitziges Fieber."

Diese Heftigkeit machte schon einigen Eindruck auf ihn, und er gieng sehr bewegt fort, ob er es gleich zu verbergen suchte.

Es währte wohl anderthalb Stunden, als endlich eine Senfte vor unserm Hause hielt. Die Mutter erschrack aufs neue über diese Erscheinung und sank halb ohnmächtig in

einen Lehnstuhl. Ich fieng jämmerlich an zu schreien. Meine Schwester allein hatte Besonnenheit genug, ohne langes Ueberlegen die Treppe hinunter zu laufen, und unsern guten Vater mit Hülfe des Bedienten heraufzuführen.

Er war blaß und entstellt. Bei dem Anblicke meiner Mutter überfiel ihn ein Fieberfrost. Er ward zu Bette gebracht, und starb ungeachtet aller angewandten Hülfsmittel nach dreizehn Tagen.

Der Kranke, zu welchem er gerufen wurde, befand sich leidlich. Der Oberpfarrer des Orts war auch bei ihm, und beide unterhielten sich miteinander von den Umständen und Angelegenheiten des Kranken. Auf einmal bekömmt dieser einen heftigen Anfall, springt aus dem Bette, will fort, und mein Vater bemüht sich, ihn zurückzuhalten. Anstatt, daß der Herr Pfarrer ihm hätte beistehen, oder wenigstens Leute zu Hülfe rufen sollen, nimmt er seinen Hut und läuft, was

er kann und weiß, die Treppe hinunter und zum Hause hinaus. Mein Vater rang mit dem Kranken, dem sein Fieber ungewöhnliche Stärke gab, sie warfen sich wechselsweise zu Boden, und erst nach einer guten Weile kamen Leute zu seinem Beistande herbei. Aber seine Kräfte waren so erschöpft, daß er in Ohnmacht fiel. Man schickte zwar augenblicklich nach dem Arzte, der ihn auch bald wieder zu sich brachte, aber die Erschütterung war zu heftig. Sein sanftes Temperament konnte eine so ungewöhnliche Aufwallung nicht ertragen, und die erschöpfte Natur unterlag. Der Geistliche starb einen Monat darauf an einem Schlagfluße, und der Kranke genaß wieder und lebt noch. Er ist eben der Herr Senftenberg, in dessen Hause Du Dich jetzt aufhältst.

Henriette Hartenstein an die Frau Kammerherrin von Sander

Tausend Dank meine beste mütterliche Freundinn für den Genuß, welchen Sie mir durch die Aufzeichnung der wichtigsten Lebensumstände meines sel. Großvaters verschafft haben. Er war ein rechtschaffener Mann. Seine Asche ruhe in Frieden.

Ich muß Sie doch mit einigen Vorfällen bekannt machen, welche unsere Hausgesellschaft sehr charakterisiren. Freilich können Sie meine Erzählungen nicht als Aequivalent für Ihren Aufsatz betrachten, aber Sie sehen doch daraus, unter wem, und wie ich lebe. Vielleicht entschließen Sie Sich auch desto eher, mir einige Auskunft über manches mir unerklärbare in diesem Hause zu geben und meine wiederholten Bitten zu erfüllen.

Der Onkel Senftenberg hat einen jungen Handlungsdiener von guter Herkunft

und Erziehung. In müssigen Stunden giebt er sich mit Silhouettiren ab, und hat es wirklich weit darinn gebracht. Da er ein weitläuftiger Anverwandter von Senftenbergs ist, und sich gut aufzuführen weiß, so wird er oft mit in unsere Gesellschaften gezogen, wo er uns die Zeit gewöhnlich recht angenehm vertreibt. Jedes neue Gesicht, das in unsern Zirkeln auftritt, muß sich silhouettieren lassen. Niemand findet daran ein größeres Vergnügen, als die Brunnemannin. Ihr Zimmer ist auf allen Wänden mit Schattenrissen behängt. Der ihrige steht oben an, und die andern umgeben ihre Gebieterinn, wie ein kleiner Hofstaat.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon gesagt habe, daß die Martha sich sehr gern mit jungen Mannspersonen abgiebt, junge Mädchen hingegen nicht recht vertragen kann, sondern immer etwas an ihnen zu tadeln findet. Herr Bildner hat sich nun durch seine Kunst ihre ganze Liebe und Gewogen-

heit erworben. Um sich in ihrer Gunst zu befestigen, hat er sie ein Buch kennen gelehrt, das sie sich sogleich mit schweren Kosten anschaft. Es heißt: Lavaters physiognomische Fragmente, worin unter andern auch geschrieben steht, daß man sogar aus dem Ohrläppchen eines Menschen auf seinen Charakter schließen könne.

Zum Unglück ist ihr eigenes Gesicht, das durch Neid, Schadenfreude, Verläumdungssucht u. dgl. so oft entstellt wird, daß man nicht mehr weiß, ob man die dadurch hervorgebrachten Züge für die Regel, oder für die Ausnahme halten soll, im Profil so ziemlich regelmässig geformt. Sie bilderte also den ganzen Tag im Lavater, um ein Gesicht zu finden, das dem ihrigen ähnlich wäre. Endlich fand sie ihr Ebenbild. Sie sieht dem großen Engländer Isaac Newton, so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Die Stelle, welche den Schattenriß charakterisirt, und die Sie vielleicht verstehen können, denn

mir

mir ist sie zu wunderlich, und zu hoch, lautet folgendermaßen:

„Augen voll innerer Kraft, den Gegenständ zu fassen, ihn zu ergreifen; nicht bloß zu beleuchten, nicht ihn ins Gedächtniß aufzuhäufen, sondern ihn zu verschlingen, und in das große All, das im Haupte ist, immaniren zu lassen.

Die Stirn vielfassend und Gedanken fassend. Mächtiger Drang. Drang der Zuversicht und Gewißheit schwebt darauf.

Markige Nase, nicht selbst gefällige Lippe: festes redliches Kinn.“

Daß sich das alles in ihrem Gesichte zeige glaubt zwar kein Mensch, außer ihr; aber sie glaubt es auch so gewiß, daß sie jetzt von einer weit grösseren Höhe auf uns arme Geschöpfe herab sieht, als ehedem. Sie ist überzeugt, daß sie unter andern Umständen eben so groß geworden seyn würde, als New-

Newton; ungeachtet sie gewiß eben so wenig als ich, weiß, worinn der Mann groß war. Aber der Spötter Bildner kann ihr weiß machen, was er will, und ist dafür ihr lieber Cousin. Das möchte nun alles seyn, und meine Tante Senftenberg ist sehr wohl mit ihrer öftern Abwesenheit zufrieden, aber in diesen Stunden des Nachdenkens auf ihrem Studierzimmer hat sie uns schon manche trübe Stunde bereitet, und ich befürchte noch größere Verdrießlichkeiten.

Sie hat nehmlich die Schattenrisse aller Personen in unserm Hause in diesem Buche nach den ähnlichsten verglichen, und ist so gütig gewesen, uns mit unsern Charakteren näher bekannt zu machen. Hören Sie nur den Unsinn:

Der Onkel, mit dem sie es doch nicht verderben mag, hat wie sie selbst ein Newtonisches Gesicht, nur etwas Doppelsinn in der Nase. Die Tante hat ein ganz

feines Gesicht, nur zu viel Unbestimmtheit und Unlauterkeit im Augsterne.

Meine Wenigkeit kommt auch noch so ziemlich gnädig weg, doch tadelt sie die Unbestimmtheit und Unvollendung meines Nasenläppchens.

Niemand hat ein besseres Loos gezogen, als der junge Bildner. Nun ist es wahr, er hat eine ganz gute Gestalt — indessen — Muhme Martha und Newton — wer darf sich nun noch über etwas wundern. Vernehmen Sie also die Zeichnung dieses großen Genies:

„Dieses Auge! Stern des Genies; Schneidende Kraft des Blitzes! Nicht des langsamen, operosen Forschers.

Die Nase voll eckigter Bestimmtheit. Das Ohr mit diesem eckigten Ausschnitte zeigt einen starken, entschlossenen, festen, muthigen, athletischen Mann.

Muth und Festigkeit in der ungebogenen Felsenstirne.“

Bildner schämt sich selbst über seine Charakteristik, und wünscht, er hätte Marthen mit etwas klügerem bekannt gemacht. Aber die ist so vertieft in die kräftigen Schilderungen, und findet in dem Buche so viel Nahrung für ihren Hang zur Medisance, daß sie sich gar nicht wieder davon trennen mag.

Neulich war der junge Tellmann mit seiner Schwester bei uns. Zum Zeitvertreibe spielte er mit der Tante. Sie zogen Dame. Amalie und ich saßen an einem andern Tische und arbeiteten. Indem trat Bildner herein. „Aha! rief ihm die Tante entgegen, „der starke athletische Mann.“ „Und das Ohr mit dem eckigten Ausschnitte,“ rief Amalie. „Und die eckigte Bestimmtheit der Nase,“ sagte Herr Tellmann.

Und dann ein lautes Gelächter — fast alles in einem Augenblicke. Bildnern stieg

vor Scham und Aergerniß das Blut in das Gesicht. An den Frauenzimmern konnte er seinen Zorn nicht füglich auslassen, er wandte sich also gegen Tellmann.

„Ich lasse mir es ganz wohl gefallen, wenn sich die Damen auf meine Kosten einen Spaß machen wollen. Aber Mann gegen Mann, Herr Tellmann, möchte ich nicht gern lächerlich seyn. Sie konnten also ihr unschickliches Gelächter ersparen.“ „Sie machen den Damen eben kein Compliment. Und ich sehe überhaupt keinen Grund, warum man über eine Burleske nicht lachen soll.“ „Alles, was Sie sagen, ist auf das gelindeste ausgedrückt, boshaft, und ungezogen.“ „Nun wenn das nicht ungezogen ist, in Gegenwart der Damen zu schimpfen und zu zanken — —

Hiermit stand Tellmann auf, und die Tante gebot Frieden. Bildner mußte also den Aerger verbeißen, und gieng in stiller

Wuth fort, ohne daß wir wußten, was er eigentlich gewollt hatte.

Wir setzten uns nun wieder zusammen, und dieser Auftritt gab noch zu manchem Scherze Gelegenheit. Tellmanns blieben des Abends zu Tische bei uns. Der Onkel war ausgegangen, um einige fremde Kaufleute zu sprechen, und wurde erst gegen die Zeit des Essens zurück erwartet, und Cousine Martha kam den ganzen Nachmittag nicht zum Vorschein, sondern studierte in den Fragmenten.

Aber wie sehr erschrack die gute Tante, als der Onkel die beiden Fremden zum Abendessen mitbrachte. Ihr Schrecken konnte indessen nicht größer seyn, als das Erstaunen ihres Mannes, da für seine Gäste nicht einmal Gedecke aufgelegt waren, und überhaupt alles so alltäglich aussahe.

„Bester Mann! warum hast Du mir denn nicht gesagt, daß wir diesen Abend die

Ehre haben würden — —" „Ich habe Dichs ja durch den Vetter Wilhelm (so heißt Bildner) sehr zeitig wissen lassen." „Er hat mir kein Wort gesagt." „Das versteh' ich nicht. Nun so gieb nur, was Du hast."

Wer den Onkel genau kennt, sah ihm den innerlichen Verdruß über diesen Vorfall deutlich an. Aber er war Weltmann genug, um ihn in Gegenwart fremder Personen nicht ausbrechen zu lassen. „Es ist ein Irrthum vorgegangen, meine Herren, sagte er zu den Fremden, Sie werden mich also gütigst entschuldigen." Und so setzte er sich mit scheinbarer Zufriedenheit an den Tisch. Indessen nahm er an seiner Frau mit aller Freundlichkeit die empfindlichste Rache, denn er wandte sich nun in allem, was er verlangte, an die Schwägerinn. Er gab ihr den Hauptschlüssel und sagte ihr nur einige Worte in das Ohr, und es war wirklich zu bewundern in was für einer Geschwindigkeit und mit

wel-

welcher guten Art diese einen trefflichen Nachtisch aufsetzte. Nach dem Essen besorgte sie einen guten Punsch, und die Herren blieben bis in die späte Nacht herzlich vergnügt beisammen.

Aber die arme Tante litte desto mehr, je weniger sie sich es merken lassen durfte. Marthens Geschäftigkeit und sichtbare Schadenfreude ärgerte sie nicht wenig. Sie beurlaubte sich auch bald nach Tische und Amalie und ich folgten ihr. Ihr Mann suchte sie nicht zurückzuhalten, aber die Schwägerinn wurde gebeten, Punsch mitzutrinken. Da wir allein waren, machte sie ihrem Kummer durch Thränen Luft, und schickte nach Bildnern, der aber ausgegangen war. Wir suchten sie zu beruhigen, aber sie sagte zu uns: „Ihr wißt gar nicht, was mir der fatale Streich für Schaden bringen kann. Kaum habe ich es so weit gebracht daß mir die Schwägerinn seit Jahr und Tag die Wirthschaft allein hat überlassen müssen,

und nun kann mir die Kinderey alles wieder verderben. Ich kenne meinen Mann. Ein Fehler wider den Wohlstand ist bei ihm fast unverzeihlich, und Marthe wird es gewiß nicht daran fehlen lassen, die Sache zu vergrößern und Bildnern, der ohnehin gegen uns aufgebracht ist, in ihr Interesse zu ziehen."

Und ich glaube, die Tante hat Recht. Herr Senftenberg ist der beste Mann von der Welt, aber er hat den Fehler, daß er eine kleine Irrung durch Zurückhaltung und Stillschweigen vergrößert, mit einem Wort — daß er schmollt. Seine Frau hat ihm noch keine Rede abgewinnen können. Wahrscheinlich hat Bildner gesagt, er wisse nicht anders, als er habe seinen Auftrag ausgerichtet, wir aber hätten ihn vermuthlich in der Schäkerey überhört, und Marthe hat nicht ermangelt, den Onkel in dem Verdachte des Leichtsinnes und der Unachtsamkeit gegen seine Frau zu bestärken. Mir kommt es gar vor,

als

als hätte sie ihm einen Argwohn wegen des jungen Tellmann beigebracht, denn es ist einmal eine solche Gährung — — —

Zum Schlusse meines nur zu langen Briefes theile ich Ihnen noch einen tragicomischen Auftritt mit.

Ich saß neulich allein auf meinem Zimmer. Die Tante war ausgegangen, um Wochenbesuch zu geben. Auf einmal stürzt das Kammermädchen mit Heulen und Schreien herein.

„Nun das ist Gott im Himmel zu erbarmen, was die alte Madam noch ausgrübeln wird! Ich leide es nicht; ich will meinen Abschied.“ „Um's Himmelswillen, Jeannette, was fehlt Ihr denn? Wer hat ihr denn etwas gethan?“ „Ach! Mamsell, das ist ein gottloses Buch. Ich habe mir ja die Nase nicht selber gemacht, habe mit der Nase schon fünf Jahre ehrlich in dem Hause gedient, und nun soll's nicht mehr

möglich seyn, mit so einer Nase ehrlich zu dienen.“ „Ich verstehe Sie gar nicht, liebe Jeannette. Beruhige Sie Sich nur, rede Sie nur gelassen.“

Hier trat Bildner herein, der dem aufgebrachten Mädchen nachgegangen war. Er suchte sie zu besänftigen. Sie möge doch keinen solchen Lerm um einen bloßen Scherz machen. „Was Scherz — rief das aufgebrachte Mädchen. Sie können das noch für einen Scherz halten, Sie — Sie Unglücksstifter! Meine Nase ist eine Familiennase. Mein Vater hätte mich ohne eine solche Nase nicht für sein Kind erkannt. Und nun bin ich deswegen eitel, dumm —“

Der Streit gieng eine gute Weile so fort. Bildner suchte mir begreiflich zu machen, was es denn eigentlich beträfe, aber Jeannette ließ ihn nicht zum Worte kommen, sie blieb dabei, daß sie keine Stunde länger in einem Hause bleiben wolle, wo gute und treue Dienste nicht erkannt, sondern die

Leute nach ihren Nasen und Ohren beurtheilt und behandelt würden.

Um die drollige Gruppe vollständig zu machen, kam die Brunnemanninn mit einem dicken Quartanten unter dem Arme herein. Bildner erschrack. „Je denkt doch! Ich meinte, Sie hätten keine Zeit zum Schreiben, und da schleichen Sie zu den Mädchen? Sie werden doch nicht — — — (Sie legte ihren Quartanten auf einen Stuhl, schüttelte bedenklich den Kopf, und stemmte die Hände in die Seiten. Bildner wußte nicht, was er sprechen sollte. Martha fuhr fort:) Nun gehen Sie nur auf das Comtoir. Wir sprechen ein andermal davon.“ Bildner ließ sich das nicht zweimal sagen, und gieng eilig fort. (Martha zur Fortsetzung) „Und Sie Stumpfnäschen? Hat Sie nichts zu thun? Gleich geh' Sie an Ihre Arbeit.“ Jeannette wollte eine naseweise Antwort geben, schwieg aber doch stille, da ich ihr winkte, indessen Marthe sich nach dem Buche bückte.

„Nun?“

„Nun?“ sagte diese, und sahe Jeannetten drohend an. Jeannette gieng, konnte sich aber doch nicht enthalten, im Weggehen zu sagen: „Madam, wenn Sie Sich hinführo von keiner stumpfen Nase bedienen lassen wollen, so nehmen Sie Sich eine spitzige. Ich danke dafür.“

Die alte Cousine fragte mich nun auf das Gewissen, was Wilhelm bei mir gewollt hätte. Ich konnte ihr mit Wahrheit antworten, daß ich es nicht wüßte. Aber sie schüttelte doch mit einem bedenklichen Nu — Nu — den Kopf, und das kündigt allemal eine bevorstehende Untersuchung an.

Unterdessen schlug sie ihren Quartanten auf, — es war ein Theil der physiognomischen Fragmente — und bat mich, aus dem zwölften Fragmente ihr Jeannettens Charakter nebst noch einigen andern abzuschreiben.

Von Jeannetten heißt es:

„Die höchste Weiblichkeit, Eigensinn und Eitelkeit. Die Stutznasen bezeichnen Sorglosigkeit, Stumpfheit, und Dummheit.“

Nun wundern Sie Sich doch nicht, daß Jeannette über diese Zeichnung böse wurde. Bald meine theuerste Tante erhalten Sie wieder einen Brief, der vor dem heutigen, das Verdienst der Kürze voraus haben soll. Ich küsse Sie, und den Herrn Onkel. Ihrem guten Georg bringen Sie mich in das Andenken. Besteht er noch immer auf der Forstwissenschaft? Beiliegende Briefe bitte ich Sie, Ihrer Elise und Julie einzuhändigen, und beide dazu zu umarmen.

Ewig Ihre

Henriette Hartenstein.

Henriette Hartenstein an die Frau Kammerherrinn von Sander.

Wie sehr ich mich nach dem stillen, friedlichen Grünthal sehne! — Ich habe der

Tante Senftenberg versprechen müssen, diesen Winter bei ihr zu bleiben. Wie froh wollte ich seyn, wenn ich mein Versprechen auf eine gute Art zurücknehmen könnte. Es ist keine Freude in diesem Hause; alles ist wider einander. Jedes hält sich von dem Andern für beleidiget; keines will nachgeben; und wenn sie sich nur gegen einander erklärten — aber durch das stillschweigende Schmollen wächst der Unwille, und die Versöhnung wird immer schwerer.

Der Onkel kann den großen Fehler, der nach seiner Meinung sein Ansehen, oder gar seine Ehre bei den Fremden heruntergesetzt hat, gar nicht vergessen. Die Tante hätte die Sache gern untersucht und Bildners Tücke an den Tag gebracht, allein dieser ist in Geschäften verschickt worden, und der Onkel selbst hat zu viel Arbeit, als daß er über diese Kleinigkeit, die nichts weiter, als die Ruhe und Zufriedenheit seiner Frau betrift, eine lange Untersuchung anstellen sollte.

Ihre Schwägerinn ist wieder im völligen Besitze der Wirthschaft, und es muß sich alles schicken, ihren Verdruß zu vermehren.

Gestern früh wurde sie von so heftigem Kopfweh überfallen, daß sie nicht aufdauern konnte. Sie ließ mich also rufen, und trug mir mancherley auf, das ich an ihrer Statt besorgen sollte. Ich war mit ihren Gewölben und Vorrathskammern schon bekannt, und nahm den Auftrag mit Freuden an. Aber das Unglück führte mir die Brunnemanninn in den Weg.

„Nicht doch, Henriettchen, nicht doch! Sie sind ja Gast in diesem Hause. Geben Sie her. Das schickt sich nicht." Sie wollte mir die Schlüssel aus der Hand nehmen. Ich complimentirte lange mit ihr, und da alles nichts half, so gieng ich wieder nach dem Zimmer meiner Tante zu, damit sie mir folgen, und die Tante den Streit entscheiden sollte. Aber sie machte links um zu dem Onkel und verklagte uns beide. Er kam

mit einer finstern Miene zu uns und Martha folgte ihm. „Das verstehe ich nicht Lottchen. Ich dächte doch, die Schwägerinn hätte bewiesen, daß sie eine Wirthschaft ganz gut führen könne. Das ist nichts weiter als Eigensinn.“ Er machte Miene, fortzugehen, aber die Tante sagte: „warte doch lieber Mann, laß nur ein Paar Minuten mit Dir reden.“ „O! ja lieber guter Onkel, thun Sie es immer, und hören uns an.“ Seiner Frau antwortete er nicht, zu mir sagte er aber mit der größten Freundlichkeit: „Herzlich gern liebes Mühmchen. Aber ich habe jetzt so viel Geschäfte, daß ich mich nicht einen Augenblick aufhalten sollte. Und überhaupt müßt ihr Frauenzimmer euch unter einander vertragen. Wo sollte man die Zeit hernehmen, eure kleinen Zwistigkeiten zu schlichten. (zu Martha) Frau Schwägerinn, Sie nehmen die Schlüssel, weil meine Frau nicht fort kann. Henriettchen wird die Patientinn abwarten. Sie können auch nach dem Doctor schicken.“

Und damit über Hals und Kopf zur Thür hinaus. Martha versicherte, sie wolle gleich nach dem Arzt schicken, nahm die Schlüssel und gieng fort, und die arme Tante ärgerte sich so sehr, daß sie kein Wort sprechen konnte. Ihr Kopfschmerz wurde heftiger, und sie verlohr alle Besinnung.

Jetzt ist die Tante wieder besser. Gleichwohl ist sie gestern und heute nicht zu Tische gekommen. Sie spielt mit Tellmanns L'hombre. Das ist doch aber auch gar zu leichtsinnig, und ich bin nicht in aller Rücksicht mit ihrem Betragen zufrieden. Urtheilen Sie daraus, wie ungern ich in Fahrenburg bin und bleibe

Henriette Hartenstein.

Die Frau Kammerherrinn von Sander an Henrietten Hartenstein.

Du kannst nicht so sehr nach Grünthal zurück verlangen, als ich wünsche Dich wieder bei mir zu haben. Wenn ich freilich diese Umstände hätte voraus sehen können, so hätte ich Dir diese Reise nimmermehr erlaubt. Doch das ist nun schon einmal nicht zu ändern. Künftige Woche wollten wir selbst nach Fahrenburg kommen, und Dich abholen, aber mit derselben Post, mit welcher ich deinen Brief erhielt, empfing ich auch einen von Deiner Tante, die mir gerade zu sagt, Du würdest diesen Winter bei ihr bleiben, und hofft, ich würde meine Einwilligung nicht versagen. Vielleicht machen sich die Umstände so, daß wir Dich, wenn auch nicht künftige Woche, doch noch, ehe es zuwintert, zurückbekommen.

Da Du selbst die Entdeckung gemacht hast, daß die Tante einigen Hang zum Leichtsinne und zur Sorglosigkeit besitzt, so will

ich Dich nach Deinen Wünschen mit ihrer Geschichte etwas bekannter machen.

Herr Senftenbergs erste Frau hatte als ein junges und schönes Mädchen einen alten Mann geheirathet. Dieser lebte aber noch so lange, daß er sie als eine zwar reiche, aber alte Wittwe verließ, die schon tief in die funfzig war. Sie wollte sich schadlos halten und nahm ihren Handlungsdiener Senftenberg, der noch keine dreyßig zählte. Da sie nach Fahrenburg zogen, so nahmen sie Deines Vaters Schwester, Lottchen mit. Ihre Freundlichkeit und immer lebhaftes und frôliches Temperament erwarben ihr bald das Herz und die Liebe der alten Frau. Diese setzte viel Vertrauen in sie, und übergab ihr bald die Aufsicht über ihre Wirthschaft und die Schlüssel zu ihren Vorräthen. Madam Senftenberg war eine vortrefliche Wirthin.

Lottchens Wirthschaft gieng anfänglich recht gut. Aber die Freude währte nicht

lange. Lottchen war viel zu nachlässig, als daß sie sich lange in der guten Meinung der Frau vom Hause hätte erhalten können. Von allen Wirthschaftsartickeln war ein reichlicher Vorrath vorhanden, der von Zeit zu Zeit immer wieder ergänzt wurde. Lottchen war es aber einerley, ob sie den alten Vorrath, oder das Neuangeschafte zuerst verbrauchte.

Die Senftenberginn hätte ihr indessen diesen Fehler wohl noch verziehen, zumahl da er unter der Aufsicht einer verständigen Hausfrau leicht verbessert werden konnte, wenn sie nicht angefangen hätte, ihr zuweilen in einem Tone zu begegnen, der ihr zum Argwohn geneigtes Herz Spuren von Geringschätzung erblicken ließ.

Herr Senftenberg hatte unglücklicherweise Geschmack an der jungen, achtzehnjährigen Blondine gefunden, und Lottchen glaubte, auf seine Zuneigung zu ihr schon

etwas

etwas wagen zu können. Eines Tages saßen sie mit einander auf dem Sopha, und waren in einem Gespräch begriffen. Da kam die alte Matrone geschlichen, und Lottchen begieng den unverzeihlichen Fehler, daß sie aufsprang, und lachend forthüpfte.

Nun konnte sie vollends nichts mehr recht machen. Die Senftenberginn forderte ihr die Schlüssel wieder ab, und besorgte alles selbst, so sauer es ihr auch wurde. Herr Senftenberg suchte die Irrung wieder beizulegen, und es wäre ihm vielleicht gelungen, wenn Lottchen ihre Flatterhaftigkeit und ihren Leichtsinn zu mässigen gewußt hätte. So aber zog sie sich einen unversöhnlichen Haß von der Frau zu, und diese wartete auf Gelegenheit, sich ihrer Gesellschaft zu entledigen. Sie schrieb insgeheim an ihre Schwester, bat sie, ihr die Wirthschaftssorgen zu erleichtern, und versicherte ihr zugleich, daß sie auf ihre Erkenntlichkeit rechnen könne. Dieser war die Einla-

dung

dung willkommen, und ehe vierzehn Tage vergiengen, war die Wirthschaft in ihren Händen, und allem Ansehen nach vortreflich versorgt.

Lottchen konnte nicht wohl mit Anstand in dem Hause bleiben. Damit aber ihre Entfernung doch einigen Anstrich hätte, so schrieb Senftenberg an Deinen Vater, erzählte ihm von der Begebenheit, so viel, als er für gut fand und bat ihn, seine Schwester unter irgend einem Vorwande zurückzurufen. Aber auf dem Lande gefiel es ihr nicht lange. Sie gieng nach S — zu einer weitläuftigen Verwandtinn, bei welcher sie sich im Putzmachen und andern weiblichen Arbeiten vollkommen machen wollte.

Die Senftenbergin machte ein Jahr darauf ihr Testament. Ihren Mann bestimmte sie zu dem Erben ihres ganzen Vermögens, aber ihrer Stiefschwester vermachte sie ihre Kleider, Wäsche, Betten, Schmuck, kost-

bares Hausgeräthe, und zehntausend Thaler, jedoch mit der Bedingung, daß das Kapital in der Handlung stehen bliebe, und sie nur ein mässiges Interesse bekäme. Trennte sie sich freywillig von ihrem Schwager, so sollte ihm das Capital zufallen und sie nur alljährlich zweyhundert Thaler erhalten, thäte er sie wider ihren Willen von sich, so sollte er gehalten seyn, ihr die ganze Summe baar auszuzahlen, und die rückständigen Interessen zu fünf vom Hundert hinzuzufügen.

Beide Erben waren nun auf eine seltsame Weise an einander gebunden. Die Absicht der Senftenberginn mochte wohl seyn, daß sie einander heirathen sollten, aber er konnte Lottchen nicht vergessen. Noch während der Trauerzeit bewarb er sich um sie, und begegnete dennoch seiner Schwägerinn mit so vieler Feinheit und Politesse, daß ein Bruch nothwendig von ihr hätte herkommen müssen.

Die Senftenberginn war kaum ein Jahr todt, so war Charlotte Hartenstein an ihrer Stelle. Ihr Bruder war mit dieser Heirath gar nicht zufrieden. Aber sie war nicht abzubringen, und mit aller Mühe erhielt er kaum so viel, daß die Hochzeit nicht in den ersten sechs Monaten vollzogen wurde.

Anfangs gieng alles nach Wunsch. Senftenberg hatte sein junges Weib herzlich lieb, zumal da sie sich mit der Schwägerinn vertrug und ihr die Wirthschaft ganz überließ. Sie beschäftigte sich mit ihrem Putz, mit Kleidern und Gesellschaften. Da ihr das aber nicht mehr neu war, und einige ihrer Bekanntinnen ihr vorstellten, daß es ihrer Ehre durchaus nachtheilig wäre, ihrer alten Schwägerinn die Herrschaft einzuräumen, so nahm die Uneinigkeit gar bald überhand. Senftenberg selbst hatte dabei das übelste Loos. Er suchte seine junge Frau, in der Hoffnung, daß sie ihm einen Erben bringen würde, immer zu schonen,

und mit seiner Schwägerinn durfte er es auch nicht verderben. Hierzu kamen seine vielen Handelsgeschäfte — er war also bei allem äußerlichen Glanze ein geplagter Mann.

Von Deinem Vater, gegen welchen er ein unbegrenztes Zutrauen besaß, hoffte er auch dießmal das Beste. Er schrieb ihm und bat, daß er mit seiner ganzen Familie auf wenigstens acht Tage nach Fahrenburg kommen möchte. Es hielt schwer, ehe er sich dazu entschloß, aber die dringenden Bitten Senftenbergs, und die Betrachtung, daß man glauben möchte, er hätte seinen Widerwillen gegen diese Verbindung noch nicht vergessen, bewogen ihn endlich, die Reise anzutreten. Deine Mutter war sehr bewegt; es war ihr, als könnte sie um keinen Preiß ihre Wohnung verlassen, und in den Wagen steigen. Leider! liebes Mädchen, war eure gänzliche Trennung nicht weit — sie starb, wie Du weist, an den Peteschien.

Ein

Ein Zufall sorgte indessen, daß die Ruhe im Hause dießmal wieder hergestellt wurde. Marthe erhielt zu derselben Zeit eine Einladung zu einer Edelfrau auf das Land, bei welcher sie nach ihres Mannes Tode in Diensten gewesen war, und von welcher sie jetzt einen äußerst schmeichelhaften Brief bekam. Dieses und der Gedanke, daß ihre Abwesenheit sie nur desto nothwendiger in ihres Schwagers Hause machen würde, vermochten sie sogleich, die Einladung anzunehmen.

Sie hatte alles in der schönsten Ordnung hinterlassen, und Lottchen wirthschaftete einen Monat lang vortreflich, denn so viel Zeit gehörte wenigstens dazu, um alles wieder in Unordnung zu bringen. Senftenberg spürte aber bald, daß Martha fehlte, denn nachher gieng doppelt so viel auf, und alles war doch nur halb so gut und ordentlich. Zudem fieng Lottchen an, manche Forderungen an ihren Mann zu thun, die mit

seinen Grundsätzen, oder Neigungen gar nicht übereinstimmten. Er sollte sich, zum Beyspiele einen Titel kaufen, denn Madam klang ihr nicht hoch genug, sie wollte gern Frau Räthin heißen. Um ihre Absicht zu erreichen, bediente sie sich einer schändlichen List — sie gab vor, ihr Mann würde bald die Freude haben, Vater zu werden. Aber er wurde für sein schweres Geld nur Commerzienrath. Die angebliche gute Hoffnung verschwand, und ohne daß er sich etwas über diesen Umstand merken ließ, nahm doch die Liebe und Achtung gegen seine Frau von Tage zu Tage ab. Die Ausgaben nahmen mit den Forderungen der Frau Räthin zu, und ihre Casse mußte immer vor Verlauf der Zeit wieder mit Münzen versehen werden — das konnte er nicht länger so mit ansehen. Martha wurde zurückberufen, und nach einigen verstellten Weigerungen von ihrer und wiederholten Bitten von seiner Seite, erschien sie.

Wie schnell brachte sie nicht alles wieder in das vorige Geleise. Lottchen wollte vor Scham und Aerger vergehen, und faßte den festen Entschluß, durch Ordnungsliebe und Sorgfalt sich das Zutrauen ihres Mannes wieder zu verschaffen, und ihrer Schwägerinn das Wirthschafts-Ruder aus den Händen zu winden. Es gelang ihr auch, aber da ihre Absichten doch nicht die reinsten waren, und ihrer Emsigkeit mehr Neid und Rache gegen ihre Schwägerinn, als wahre Liebe zur Häuslichkeit, und Achtung für ihren Mann zum Grunde lagen, so dauerte es auch dießmal nicht lange, wie Deine Briefe mich belehren, und ich kann nichts weiter thun, als Lottchens Leichtsinn bedauern, und wünschen, daß irgend ein Zufall das über sie gewinnen möge, was sie durch Festigkeit des Willens bisher nicht von sich erhalten konnte.

Ist es nicht möglich, Dich meine Henriette nach Grünthal zu bekommen, so be-

suchen wir Dich doch in einigen Wochen gewiß in Jahrenburg, und dann mache ich Bedingungen mit der Senftenberginn, unter welchen allein sie Dich behalten darf.

Unser ganzes Hauß grüßt Dich durch Deine

Elise von Sander.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bibl. erot.
Fr. Krenneri.
2493. . .

Bibl. erot.
Fr. Krenneri.
2493. . .

Bibl. erot.
Fr. Krenneri.
2493. . .

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Freyerei und Heyrathsgeschichten

Leipzig 1797

P.o.germ. 399 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108255-7
VD18 14593270-001